

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 17.

1883

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Vom Baume der Erkenntnis.

Von J. F. Adelt.

(9. Fortsetzung.)

Als Richard allein war, warf er sich mit einem Seufzer der Erleichterung auf das Sopha. Es war ihm lieb, daß die Freunde gegangen waren. So sehr er an ihren Umgang gewöhnt war; wie fröhliche Genossen er auch in guten Stunden an ihnen hatte — es war kein einziger unter ihnen, der seinem Herzen nahe stand. Ja, wenn Burghardt hier gewesen wäre. Ihm hätte er all' die bösen, unfreundlichen Gedanken und Sorgen beichten mögen, die ihn beschäftigten und quälten. Er hätte ihm vielleicht raten, vielleicht helfen können, oder wenn dies nicht anging, ihm etwas von seinem eigenen unerschütterlichen Gleichmut mitgeteilt. Aber er hatte den Vielbeschäftigten nicht zu Hause getroffen, als er ihn heut aufgesucht hatte, und nicht zu ungeduldig, zu unruhig gewesen, um seine Heimkehr abzuwarten. Die anderen — sie hätten ihn aller Wahrscheinlichkeit nach ausgelacht, wenn sie gewußt hätten, daß es nicht einmal sein eigenes Schicksal war, eigene trübe Erfahrungen, die ihm das Herz beschwerten; daß es nur das Schicksal eines Mädchens, eines fremden Mädchens war, das ihn verstimmte.

Es waren nur wenige Tage verfloßen, seitdem er Hedwig zum letztenmal gesehen hatte. Das letztemal an jenem Abende, wo sie ihm ihre Liebe rückhaltlos zu erkennen gegeben und wo sie ihm ihren Abschied genommen hatte, als wäre nun alles zwischen ihnen, unwiderruflich aus. Er hatte sie nicht wiedersehen wollen, das arme, opfermutige Mädchen. Wozu sollten sie führen, diese ewigen Aufregungen, dieses Kommen und Gehen, ohne Zweck, ohne Ziel, an dem niemand Freude empfand — welches die Wunde immer von neuem wieder aufriß und das Trennungswelch nur verschärfte? Er wollte sie nicht wiedersehen, wenigstens fürs erste nicht; es sei denn, daß sie einander Freudigeres mitzuteilen hatten. Aber daß es so kommen könne, daran glaubte er selbst nicht.

Ihm wurde ganz weich ums Herz, als seine Reflexionen an diesem Punkte angelangt waren, über den er nicht hinweg konnte. Er sah das Bild seiner kleinen Freundin vor sich, wie es sich ihm in jener schwülen Sommernacht, da sie an seinem Arme den Heimweg zurücklegte, unauslöschlich eingepägt hatte. Ihr zierliches Profil mit den weichen, kindlichen Formen und den dunkeln Flechten um den kleinen, abgerundeten Kopf. Wie

sie kaum ein Wort über ihre Lippen hatte bringen können und nicht gewagt hatte ihn anzusehen, der klopfenden Herzens neben ihr herschritt und ihr feines, rundes Handgelenk umspannt hielt, so sicher und fest, als wisse er bereits, daß sie ihn liebe und nicht die Kraft haben werde, den Liebesungen zu widerstehen, mit welchen er wenige Minuten später sie an sich gezogen und ihre Lippen geküßt hatte, wieder und immer wieder, in aufstammender Leidenschaft. Er sah ihr liebes, ernsthaftes Gesicht vor sich, wie es sich über ihn geneigt hatte; ein schüchternes Lächeln auf den Lippen — der Blick der dunkeln Augen bei aller Hingebung so ernst und unschuldsvoll, daß er, einem dunkeln Gefühl folgend, hinausgestürzt war in die nächtliche Einsamkeit und stundenlang umherirrte, um das heiße Blut zu kühlen, das ungestüm in seinen Schläfen pochte. Wie hatte er sich auf das Wiedersehen gefreut! Ihm war, als habe ihr Freundschaftsbund erst jetzt die rechte Weihe empfangen; als seien sie nun, durch das Geheimnis, daß sie miteinander teilten und um welches niemand außer ihnen wußte, so eng verbunden, daß nichts mehr im Leben sie trennen könne? Ob er sie liebte? Er wußte es selbst nicht. Es war ja auch gleichgiltig. Der Augenblick war so schön — wie durchtränkt von dem süßen, anmutsvollen Zauber weltvergessener Romantik. Er gab sich diesem Zauber hin mit der ganzen Empfänglichkeit seiner enthusiastischen Natur. Es wäre ihm als eine Torheit erschienen, der Zukunft zu gedenken, wo die Gegenwart sein Empfinden so voll und ganz in Anspruch nahm und seine glühenden Lippen wie im Rausche den Schaum des Lebens schlürften.

Und nun war sie die Braut eines anderen und alles war zu Ende — kaum daß es begonnen. Er fuhr sich mit beiden Händen zornig durch das braune, lockige Haar und schritt erregt im Zimmer auf und nieder. Er hätte dem Verhafteten ihren Besitz streitig machen mögen — sie ihm abtrotzen wollen, die nur widerwillig in dem leidenschaftlichen Schmerz um den Tod des Vaters die Seine geworden war. Aber sie selbst hatte es so gewollt und er — er mußte sich ihrem Willen fügen, obschon der Schmerz über ihren Verlust, der Born und Ingrimm gegen den Verhafteten, welcher niedrig genug dachte, ihre Kindesliebe zu seinem Vorteil anzubenten, seine Leidenschaft jäh auflodern machte.

Während er so in hellem Zorn durch das Zimmer schritt, klopfte es an die Thür, ganz leise und schüchtern, als habe der Kommende eine Ahnung, wie unwillkommen jede Störung dem Inhaber des Zimmers in diesem Augenblicke war. Richard ging ärgerlich zur Thür. Am liebsten hätte er sich verleugnen mögen. Er war nicht in der Laune, einen lebenswürdigen Gesellschaftler abzugeben und nahm sich vor, den Störenfried so unfreundlich zu empfangen, daß diesem die Lust vergehen würde, seinen unerwünschten Besuch lange auszudehnen. Als er aber die Thür öffnete, fuhr er erstaunt zurück. Auf der Schwelle stand Hedwig, das seine Gesicht von der Kälte rosig angehaucht; erhitzt und atemlos, als sei sie die drei Treppen, die zu der Wohnung ihres jungen Fremdes führten, eilig hinaufgestürzt, ohne sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen. Sie streckte Richard beide Hände entgegen und lachte ihn an, so hell und fröhlich, daß er nicht wußte, was er davon denken sollte. Dabei strahlten ihre Augen vor Glückseligkeit.

Er zog sie in das Zimmer und schloß die Thür hinter ihr. Dann nahm er den Schleier von ihrem Gesicht, und sah sie an, ohne ein Wort zu sprechen; als fürchte er, durch ein Wort den Zauber zu brechen, der sie hierhergeführt hatte. Denn daß es ein Zauber war, daß die Lebhaftigkeit, die Dringlichkeit, mit welcher er sie herbeigeholt, sie hergeführt — davon war er in diesem Augenblicke atemlosen Staunens fest überzeugt.

Sie stand noch immer vor ihm, ihre Hände in den seinen. Dann machte sie ihre Rechte frei und fuhr sich damit über Stirn und Augen, als wolle sie die Befangenheit verschrecken, die sich nun, wie sie dem Schweigenden gegenüberstand, über ihr strahlendes Gesicht gelegt hatte und immer unverkennbarer wurde, je länger das Schweigen andauerte.

„Sie sind erstaunt, mich hier zu sehen, Richard,“ sagte sie endlich. „Ich selbst — es hat mich mit Macht zu Ihnen getrieben, um Ihnen zu sagen, wie anders alles gekommen ist, als wir beide vor wenigen Tagen noch dachten. Wir waren alle in einem Irrtum befangen — nein, nicht alle, die anderen wußten darum — nur ich und Dora sollten nichts erfahren. Es war ein häßliches, ein unwürdiges Beginnen — ich darf nicht daran zurückdenken. Mein Opfer ist ganz unnötig — Papas Hinterlassenschaft reicht hin, seine Gläubiger zu befriedigen, all' seinen Verpflichtungen zu genügen. Ich selbst bin ganz arm, ich muß von nun an selbst für mich sorgen. Aber wenn Sie wüßten, wie glücklich mich das macht. Ich sehne mich recht danach, meine Kraft zu brauchen, auf eigenen Füßen zu stehen. Ich gehöre fortan nur mir selbst an; niemand hat das Recht, von mir etwas zu fordern — mich irre zu machen an mir selbst.“

Ihre Stimme hatte anfangs schüchtern und bellommen geklungen, als begreife sie selbst kaum, woher sie den Mut genommen habe, zu ihm zu kommen, der ihr noch immer schweigend gegenüberstand und sie unverwandt ansah. Dann hatte sie allmählig ihre Befangenheit überwunden. Ihre Stimme wurde fester und als sie jetzt schloß und mit leuchtenden Augen zu ihm aufsaß, klang es wie heller Jubel aus ihren Worten. Er zog sie neben sich auf das Sopha und hielt sie in seinen Armen und küßte ihr Mund und Augen im Uebermaß der Freude und des Glücks. Sie machte sich sanft von ihm los.

„Ich habe noch so vieles mit Ihnen zu besprechen,“ sagte sie weich. „Ich bin nicht nur zu Ihnen gekommen, um Ihnen zu sagen, was mir Freudiges widerfahren ist. Ich bedarf Ihres Rates und Ihrer Hilfe, Richard. Ich habe ja außer Dora niemanden auf der Welt als Sie, und Dora — sie ist so gut und klug, aber sie kann sich nicht loslösen aus den Vorurteilen ihres Standes und hält es noch immer für ein Unglück und eine Schande, wenn ein Mädchen mit ihrer Hände Arbeit für seinen Unterhalt sorgen muß. Und ich habe den festen Willen, dies zu tun, obgleich es mir sehr leid tut, daß Dora nicht denkt wie ich und mich durchaus von meinem Vorhaben abbringen will.“

„Dora hat so Unrecht nicht, Hedwig,“ warf Richard ein. „Glauben Sie, ich würde es zulassen, daß Ihre lieben, kleinen

Hände sich abarbeiteten und Sie Ihre schönen Augen verderben sollten in mühsamer Arbeit um das tägliche Brot? Sie müssen es sich schon gefallen lassen, daß wir für Sie sorgen, Dora und ich. — Was ist Ihnen, Kind,“ unterbrach er sich, als sie sich mit einer heftigen Bewegung von ihm losriß und sich erhob. „Sind Sie mir böse?“

„Nein,“ antwortete sie hastig. „Ich bin Ihnen nicht böse. Es tut mir nur weh, daß Sie — Sie mich so wenig kennen und so zu mir sprechen konnten. Wenn ich gewußt hätte —“

Sie brach plötzlich ab. Ihre Stimme hatte bei den letzten Worten bedenklich geschwankt. Er sah bestrebt auf sie nieder.

„Warum wollen Sie mich plötzlich verlassen,“ fragte er. „Ist es möglich, daß meine harmlosen Worte Sie verletzt haben?“ —

Ihre Lippen bebten. „Scheint Ihnen dies so unmöglich,“ sagte sie bitter. „Ich, ich bin Ihnen gegenüber stets wahr und offen gewesen und habe kein Hehl daraus gemacht, wie lieb ich Sie habe. Und Sie — Sie achten mich so gering, daß Sie mir anzubieten wagen, für mich zu sorgen, mir mit klingender Münze meine Küsse und — meine Liebe zahlen zu wollen!“ —

Sie hielt einen Augenblick inne. „Ich kam hierher ohne Ueberlegung, ohne zu wissen, was ich tat,“ fuhr sie dann schneller fort. — „Ich war so glücklich über meine wiedergewonnene Freiheit und glaubte, auch Sie würden teilnehmen an meinem Glück; Sie, der Sie die Welt besser kennen als ich, würden mir raten, wohin ich mich nun wenden könne, wo ich Arbeit finden würde, ehrliche Arbeit. Und nun — o, es ist abscheulich! Nie hätte ich den Fuß über diese Schwelle gesetzt, wenn ich geahnt hätte, welche Demütigung meiner hier wartet.“ —

Mit einer ungeduldigen Bewegung zog Richard die Widerstrebende neben sich auf das Sopha.

„Hedwig, liebe Hedwig,“ rief er halb lachend, halb ärgerlich, „besinnen Sie sich. Wie können Sie, die Sie mich zu lieben vorgeben, einen so unwürdigen Verdacht fassen gegen mich, der ich doch nichts getan habe, um ihn zu verdienen. Sie fühlen sich von mir gekränkt — bei meiner Ehre, ich wollte Ihnen nicht wehe tun, wollte Ihren Stolz nicht beleidigen. Sie müssen ja selbst einsehen, Kind, wie Unrecht Sie mir tun. Ist es unerhört, daß ein Mann dem Weibe, daß er liebt, die Demütigungen ersparen will, die ihrer auf dem dornigen Pfade der Arbeit um das tägliche Brod warten? Daß er alle Mühe und Arbeit mit Freuden auf sich nimmt und eine stolze Genugthuung empfindet, wenn er das geliebte Mädchen sicher und geborgen weiß in seinem Schutze? Und wenn es Ihrem Stolze widerstrebt, mir zu Dank verpflichtet zu sein; wenn Sie darauf beharren, mit Ihrer Hände Arbeit für sich zu sorgen: habe ich darum die bösen Worte verdient und den häßlichen Argwohn, der Ihnen nie in den Sinn gekommen wäre, wenn Sie mich wirklich lieb gehabt hätten, wie ich an Sie glaube, trotz alledem!“

Sie schlang den Arm um seinen Hals und legte ihr Köpfchen an seine Brust.

„Verzeihen Sie mir, Richard,“ sagte sie leise. „Ich habe so Trauriges erfahren in der letzten Zeit, so Unwürdiges mit angesehen, daß ich darüber an allem irre geworden bin.“ —

Er faßte ihren Kopf mit beiden Händen und sah ihr tief und glühend in die Augen.

„Du darfst nicht an mir zweifeln, mein süßes Mädchen,“ flüsterte er ihr schmeichelnd ins Ohr. „Du bist nun mein. Es war nicht klug von dir, daß du hierherkamst in die Höhle des Löwen und ihn in sorglosem Leichtsinne am Barre gezußt. Nun hast du nur eine Knechtschaft mit der anderen vertauscht. Und der Vogel, der sich frei zu sein dünkte und sich, trotzigen Sinnes, seiner Ungebundenheit rühmte, ist nun in meiner Hand und kann die kleinen Schwingen nicht mehr nach Herzenslust bewegen, wenn ich es nicht will.“

„Aber sei ohne Furcht, mein Mädchen. Du sollst es nicht bereuen, mir deine Freiheit geopfert zu haben. Ich will es dir ins Ohr sagen, ganz leise — die Wände haben Ohren, und ich müßte mich ja schämen, wenn ein anderer es erfähre

— in Wahrheit bin ich dein Gefangener und du bist meine kleine Königin, die ihr Füßchen auf den Nacken ihres Sklaven setzen kann, ohne daß er auch nur den Versuch machen würde, es von sich abzuschütteln.“

„Warum aber bist du so still, mein Liebling? Hast du mir doch noch nicht einmal gesagt, ob du meine süße kleine Braut werden willst oder ob dir deine Freiheit lieber ist als ich?“

Sie sah ihn an, der vor ihr auf den Knien lag und die Arme um ihren Leib geschlungen hatte.

„Ist es denn auch wahr, Richard,“ fragte sie schüchtern, als könne sie kaum glauben, daß sie, die ihr Leben schon verloren gegeben, nun plötzlich so namenlos glücklich sein solle.

„Liebst du mich wirklich? Es ist mir wie ein Traum und ich — sei mir nicht böse, Geliebter — aber ich fürchte mich. Es ist zu schön und ich — ich bin es nicht gewohnt, glücklich zu sein und fürchte mich vor dem Erwachen.“

XI.

Es war Frühling geworden, wirklicher, leibhaftiger Frühling voller Licht und Glanz und Wärme, nicht nur ein grün angestrichener Winter, wie der böshafte und zugleich lebenswürdigste aller Spötter unseren nordischen Frühling in einer Anwandlung übler Laune schilt. Neues Leben strömte durch die Adern der verjüngten Natur. Der traumhafte Zauber unbewußter Jugendkraft zitterte wie ein durchsichtiger Schleier auf ihren schönen Gliedern. Ueberall, aus Wald und Feld, von den schlanken Grashalmen, auf denen die Taupropfen glänzten und zitterten bis zu den fröhlichen Sängern, die sich in den Lüften wiegten und ihr unscheinbares Gefieder im Sonnenschein spreizten, lachte das vollste, seligste Behagen; eine Fülle von Lebenslust und frischem, frühlichem Selbstgefühl, daß es kaum glaublich schien inmitten der Schönheit dieser Welt, in allem Glanz und Zauber der erwachenden Natur einem trauernden Menschenantlitz zu begegnen.

Und doch waren um diese herrliche, farbenprächtige Frühjahrszeit trübe Tage hereingebrochen über unser schönes, unglückliches Vaterland. Ein armseliger, verkommener, an Körper und Geist zerrütteter Mensch hatte ein Verbrechen begangen; ein anderer war ihm nachgefolgt in unseligem Größenwahn — ein Kranker, in dessen überreiztem Hirn ein herostratischer Ehrgeiz wühlte. Nun schlugen die Leidenschaften wild und fessellos zusammen über dem Haupte unseres unglücklichen Vaterlandes und übertönten mit heiserem Schrei die Stimme der Vernunft und Menschlichkeit, die warnend und beschwörend, ein einsamer Ruser im Streit, durch den tollen Hexenabbat ertönte.

Burghardt war durch diese Vorkommnisse unsanft aus seinem jungen Glück aufgestört worden. Wie hätte der warm und tief Empfindende sich der tiefen Niedergeschlagenheit erwehren sollen, mit welcher diese Entfesselung aller bösen Leidenschaften jeden Ruhigdenkenden erfüllen mußte! Er war sehr glücklich in seiner jungen Ehe. Mit jedem Tage erkannte er klarer und deutlicher, welchen Schatz an Reinheit und Herzengüte er an seinem jungen Weibe besaß. Er hatte, seitdem er die Frauen kannte, eine sehr geringe Meinung von ihrer heutigen Durchschnittsbildung gehabt. Die einseitige ästhetische Erziehung, die ihnen zuteil wird, welche gar nicht den Anspruch darauf erhebt, ihren Charakter zu entwickeln, ihrem Geiste die Kraft und Festigkeit zu geben, um den Stürmen des Lebens die nötige Elastizität entgegenzusetzen; die rein mechanischen Kenntnisse und Fertigkeiten, mit denen solch ein unglückseliger Weiberkopf angefüllt wird, ohne denen solch ein mittelweises Selbstgefühl anzuregen: hatten daß man es versuchte, seine Selbsttätigkeit anzuregen: hatten ihm immer ein mittelweises Lächeln abgenötigt. Nun, wo er bei seinem jungen Weibe gewahr wurde, wie sie bei aller Einfachheit, trotz ihrer höchst mangelhaften Kenntnisse, die regste Anteilnahme an seinen Arbeiten an den Tag legte und sich die Mühe nicht verdrießen ließ, ihm in seinen Gedanken zu folgen, auch wo es ihr nicht leicht wurde, schien es fast, als sei die Erziehung der Frauen gebildeter Stände geflüchtig darauf angelegt, ihr Denkvormögen zu schwächen und ihnen jede selbstständige Tätigkeit zu verleiden.

Er hatte sich niemals so glücklich gefühlt als nun, wenn er in den wenigen Stunden, die seine angestrenzte Tätigkeit ihm ließ, neben seinem Weibe saß und ihr von seinen Arbeiten und Plänen sprach und im Stillen immer wieder ihr liebevolles Eingehen auf seine Gedanken, ihren sicheren Takt und den glücklichen Instinkt, mit welchem sie sich auf dem ihr durchaus fremden und unbekanntem Geistesgebiete zurecht fand, bewunderte. Und Lisbeth? Sie hing an ihrem Manne mit einer Liebe, die zu groß, zu selbstlos war, als daß sie ihr in Worten hätte Ausdruck geben können; mit einer Liebe, die in ihrer schüchternen Demut sehr rührend war. Sie war sich in ihrer Bescheidenheit des Zaubers ihrer Erscheinung gar nicht bewußt. Ihre trüben Lebensschicksale hatten ihr alles Selbstgefühl geraubt. Nun berührte es sie immer von neuem wie ein Wunder, daß Burghardt sie liebte. Sie war glücklich, wenn sie ihn heiter sah und quälte sich mit bitteren Selbstvorwürfen, wenn eine Wolke auf seiner hohen, freien Stirne lag.

Er hatte manchen verwunderten Blick hinnehmen müssen, mehr als ein spöttisches Wort zu hören bekommen, als seine Verlobung und kurze Zeit darauf seine Verheiratung bekannt gemacht wurde. Er hatte dessen nicht geachtet. Wußte er doch vorher, daß es so kommen würde. Und er war stark genug, sich über das Achselzucken der Welt hinwegzusetzen und sich sein Glück dadurch nicht stören zu lassen. Er liebte seine Frau und wußte wie leicht in den meisten Fällen das Urtheil der Welt wiegt. So hatte er sich auch lachend darüber hinweggesetzt, als manch Einer unter seinen Bekannten, der vordem eifrig seinen Verkehr gesucht hatte, ihn seit seiner Verheiratung sichtlich mied und ihn nicht zu kennen schien, wenn er ihm nun an der Seite seiner Frau begegnete. Ihm war das so gleichgültig, daß er kein Wort darüber verloren hätte, wäre er nicht gewahr worden, daß Lisbeth unter dieser Zurücksetzung litt. Sie wurde bleich und still. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie es sei, die Burghardt in eine so schiefe Stellung hineingedrängt habe und schüttelte traurig den Kopf, wenn er sie darüber beruhigen wollte. Sie wollte es ihm nicht glauben, daß diese Beweise von Nichtachtung ihn so wenig berührten und klagte sich um so bitterer an, je mehr er darauf bedacht war, alles Unangenehme von ihr fern zu halten. Er hatte sich allmählig fast ganz von der Gesellschaft zurückgezogen. Er bedurfte ihrer jetzt weniger als je. Der innige Verkehr mit seiner Frau entschädigte ihn reichlich für die Einbuße der gesellschaftlichen Freuden, die er dadurch erlitt. Und seine Freunde, die wenigen, mit denen zu verkehren ihm Bedürfnis war, suchten sein Haus nicht weniger häufig auf, seitdem die junge Frau dort ihren Einzug gehalten und durch ihr Schönheit und die ihr eigene stille Anmut den vordem etwas düstern Junggesellenräumen eine erhöhte Anziehungskraft verlieh.

So hätten alle Vorurteile der Welt dem Glücke der beiden Liebenden nichts anhaben können, wenn nicht Lisbeth mit dem ihr eigentümlichen überaus reizbaren Zartgefühl jeden kalten, spöttischen Blick schmerzlich empfunden hätte. Nicht um ihretwillen, wohl aber um ihres Mannes wegen, zu welchem sie mit einer an Andacht grenzenden Verehrung aufsaß. Sie hatte ihn heimlich im Verdacht, daß auch er unter diesen Blicken litt und nur um sie zu schonen, eine Ruhe und Gleichgültigkeit heuchelte, von der er innerlich weit entfernt war. Als dann in den letzten Wochen die öffentlichen Angelegenheiten Burghardt mehr und mehr beschäftigten und verstimmten, glaubte Lisbeth in ihrer Demuth, daß nicht zum kleinsten Theile sie selbst die Schuld trage an der gedrückten, menschenfeindlichen Stimmung ihres Mannes. Er hatte, da er sie liebte, die Folgen seines leidenschaftlichen Schrittes unterschätzt und erkannte nun von Tag zu Tag deutlicher, wie sehr man es ihm verarge, daß er sie und nicht ein unbescholtene Mädchen zu seinem Weibe gewählt habe. Und in ihrem Schmerze darüber, daß sie dieses Unheil über den geliebten Mann heraufbeschworen, der zu gut, zu edel war, um sie seine unüberlegte Handlungsweise entgelten zu lassen und sie nach wie vor seiner Liebe versicherte, war sie oft nahe daran, einen verzweifelten Schritt zu tun.

Mit dem Scharfblick der Liebe erkannte Burghardt, wie sehr seine Frau unter diesen Eindrücken litt. Er tat, was in seinen Kräften stand, ihr den törichtigen Wahn zu nehmen, mit welchem sie sich selbst zu nahe trat. Im Scherz und Ernst versuchte er, sie von der Torheit ihres Verdachtes zu überzeugen. Er schalt sie um ihres Kleinmuts willen; er wurde sogar zornig, als sie seine Versicherungen schweigend aufnahm, mit Tränen in den Augen, ein ungläubiges Lächeln auf den Lippen. Sie schmiegte sich an ihn und sah ihn mit einem Blicke schüchternen Demut und leidenschaftlicher Hingebung an, daß er im Innersten erschüttert, in seinen zornigen Worten inne hielt und das arme gequälte Weib in seine Arme schloß. Sie lächelte ihn unter Tränen an. Sie war sehr glücklich in diesem Augenblicke, wo die unseligen Zweifel in ihrer Brust verstummten und glaubte es ihm, ach, so gern, daß er sie mehr liebe als sein Leben und nie zuvor so glücklich gewesen sei wie in den wenigen Monaten, da sie als sein guter Engel in seinem Hause waltete. Und kaum war er von ihr gegangen, so war ihr zu Mute, als seien all' die guten zärtlichen Worte, die er ihr soeben gesagt hatte, nur Lüge gewesen, eine fromme Lüge, die ihm das Mitleid eingegeben habe, und sie fühlte sich elender als zuvor und jürnte sich selbst, daß sie diesen besten und edelsten aller Männer unglücklich mache. Sie sprach ihm nie wieder von ihrer Furcht, von den trüben Vorstellungen, die sie unaufhörlich folterten. Wenn er zugegen war, verstummten alle Zweifel. Sie lebte nur in seinem Lächeln und bemühte sich, heiter und ruhig zu scheinen um seinetwillen. Im Stillen gewannen die trüben Gedanken und Befürchtungen immer mehr Raum in ihrem Innern, je mehr sie bemüht war, ihrem Manne ihren Seelenzustand zu verheimlichen. Er hätte ihr gern helfen wollen. Ihn täuschte sie nicht mit ihrer Ruhe und ihrer Heiterkeit. Er sah, wie sie mit jedem Tage bleicher und stiller wurde und wie sie sich Gewalt antat, um ihm gesaßt entgegenzutreten. Er hatte vorhergesehen, daß sie mit ihrem Zartgefühl, mit ihrer gesteigerten Empfindsamkeit zu leiden haben würde unter der Härte und Lieblosigkeit der Welt und konnte doch nichts tun, um es zu ändern. Die Zeit, hoffte er heimlich, würde Lisbeths überreizte Empfindungen beschwichtigen und ihr das Selbstgefühl wiedergeben, das ihre traurigen Erfahrungen ihr geraubt hatten. Und wenn noch ein Zweifel in ihrer Seele zurückbleiben sollte, so würde ein Blick in die unschuldigen Augen ihres Kindes, des Kindes, das sie unter dem Herzen trug, genügen, um den letzten Rest von Furcht und Schwermut aus ihrem Herzen zu verbannen.

Die einzige unter ihren neuen Bekannten, der die junge Frau sich näher angeschlossen hatte und mit welcher sie rückhaltlos von allem sprach, was sie beschäftigte und quälte, war Hedwig. Die beiden Frauen waren verwandte Naturen. Sie hatten dies auch bald herausgefühlt und sich sehr liebgewonnen. Hedwig war die einzige, der es gelang, die Unruhe der jungen Frau zu zerstreuen und ihre Schwermut durch den gedankenvollen Ernst und die freundschaftliche Teilnahme, mit welcher sie die Scheingründe der Aufgeregten entkräftete, zu bannen. Aber das junge Mädchen war selbst zu sehr von ihren eigenen Angelegenheiten und Sorgen in Anspruch genommen, um sich ausschließlich der Freundin widmen zu können. Sie lebte für sich in einem Stübchen, dessen bescheidene Einrichtung gewaltig von dem Luxus und der Eleganz abstach, welche sie in ihrem Vaterhause umgeben hatten. Sie empfand diese Entbehrung nicht sonderlich tief und fühlte sich sehr wohl in dem kleinen Stübchen, dessen Mieth sie von ihrer Hände Arbeit bestritt. Sie hatte durch Burghardts Vermittlung eine Beschäftigung gefunden, der sie Lust und Liebe entgegenbrachte und welche ihr die Mittel bot, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen — Malereien auf Holz und Ton; Arbeiten, die sie früher als einen Zeitvertreib für müßige Stunden betrieben hatte und für welche sie ein nicht gewöhnliches Talent besaß. Allerdings hatte sie es sich nicht träumen lassen, daß sie diese Kunstübungen einmal anders als zu ihrem Vergnügen treiben würde. Sie hatte eine Menge kleiner Talente, an deren Ausübung sie früher nur mit

Widerwillen gegangen war, da ihr in ihrer Ernsthaftigkeit der Gedanke unerträglich war, in allen Künsten zu dilettiren und in keiner etwas rechtes zu leisten. Nun, wo sie durch diese Arbeit auf eigene Füße zu stehen kam, freute sie sich ihrer Kunstfertigkeit. Und mit einem Anfluge stolzen Selbstgefühls sah sie auf die zierlichen Säckelchen, auf welche ihre geschickte Hand die farben- und formenschönsten Blumen und Früchte zauberte, so leicht und mühelos, daß es eine Freude war, ihr zuzusehen.

Sie mußte sehr fleißig sein, um auf eigenen Füßen zu stehen und fremder Hilfe entraten zu können; so fleißig, daß ihr nur wenig Zeit blieb, ihrer jungen Liebe zu leben. Richard hatte seine ganze Beredsamkeit aufgeboden, um ihren Entschluß wankend zu machen. Er hatte ihr hoch und heilig versichert, daß es ihn sehr stolz und glücklich machen würde, wenn sie ihm das Recht einräumte, für sie zu sorgen. Sie hatte lachend den Kopf geschüttelt. Das glaube sie wohl, hatte sie ihm geantwortet. Sie glaube gern, daß es seinem Stolge und seiner Eitelkeit schmeicheln würde, wenn sie nichts Besseres verlangte, als von ihm abzuhängen im Guten und Bösen. Sie könne es sich auch denken, daß es sehr hübsch sein müsse, für einen Menschen, den man lieb habe, zu sorgen und zu arbeiten. Aber für diesen Menschen selbst sei der Gedanke sehr beschämend, von einem andern abzuhängen, auch wenn der andere ihn diese Abhängigkeit nie und nimmer fühlen lasse. Es sei ein niederdrückendes Gefühl, das einem alles Selbstgefühl raube und mit der Zeit auch das schönste und innigste Verhältnis umgestalten müsse. Sie wenigstens könne sich nicht denken, daß sie je glücklich wäre, wenn ein anderer für sie arbeitete und ihr nichts zu tun bliebe, als alle Güte und Liebe hinzunehmen als etwas Selbstverständliches. Sie freue sich der eigenen Kraft und denke nicht daran, das stolze Bewußtsein, dem geliebten Manne als eine Gleichstrebende, sich ihrer Kraft voll Bewußte entgegenzutreten, aufzugeben um eines törichtigen Vorurtheils willen. Er müsse darum nicht glauben, daß sie ihn weniger liebe. Aber die Schwäche und Hilflosigkeit, welche die meisten Männer an den Frauen lieben und bewundern, habe ihr immer einen großen Widerwillen eingefloßt. Er wisse ja, daß sie nicht sei wie die andern, und ihren eigenen Weg gehen müsse. Und nun solle er nicht weiter in sie dringen und nicht ein so böses Gesicht machen, das ihn gar nicht kleide.

Dabei hatte sie ihre Arme um seinen Hals geschlungen und ihn so schelmisch und zugleich so unwiderstehlich bittend und schmeichelnd angesehen, daß ihm nichts übrig blieb, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Mußte er ihr doch im Stillen recht geben! Es hätte seiner Eitelkeit sehr geschmeichelt, wenn das stolze Mädchen, das jedes Opfer zurückwies und trozigen Sinnes ihre Unabhängigkeit behauptete, ihm zuliebe ihren Stolz und ihre Freiheitsliebe überwunden hätte. Denn obgleich sie nun, seit jener Stunde, welche die beiden so eng verbunden hatte, nicht mehr ängstlich bemüht war, ihm zu verhehlen, wie sehr sie ihn liebte und wie sie mit aller Schwärmerci und Innigkeit der Jugend seine ganze hübsche, übermüthige Person in einer Verklärung erblickte, welche sie nachsichtig machte gegen seine zahlreichen Fehler und Schwächen, so konnte er doch ihr gegenüber das Gefühl nicht los werden, als sei das ernsthafte Mädchen, das ihn so sehr liebte, ihm bei weitem überlegen. Und es war nur natürlich, daß dieses Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit ihm sehr unbequem war und seine Eitelkeit tiefer verletzte, als er sich selbst eingestehen mochte.

Sie hatte davon keine Ahnung. Sie liebte ihn noch immer mit derselben leidenschaftlichen Innigkeit, welche an jenem Abende, da er mit dem ersten Kuß auf ihre Lippen ihre schlummernde Seele geweckt hatte, ihr junges Herz erfüllte. Eine heimliche Schen hielt sie immer wieder zurück, ihm zu zeigen, wie sehr sie ihn liebte. Ihr war, als müsse sie alle Gewalt über sich selbst verlieren, wenn sich einmal die ganze Größe ihrer Leidenschaft vor seinen erstaunten Blicken enthüllt haben würde. Aber trotz aller Schüchternheit und Zurückhaltung war sie sich bewußt, daß diese Liebe so eng mit ihrem Leben verwachsen war, daß

sie kaum begriff, wie sie so lange ohne dieselbe hatte leben können. Ueberall, wo sie ging und stand, in der Einsamkeit, während ihre geschickte Hand die Farben mischte oder während sie in angestrengter geistiger Arbeit über die Rätsel des Lebens nachsann und Trost und Belehrung schöpfte aus den Gedanken, mit welchen ernste Denker sich über diese ewigen, qualvollen

Rätsel hinweggeholfen, im Verkehr mit andern, im Gespräch über die gleichgiltigsten Dinge der Welt: in jedem Augenblicke war sie sich dieses Gefühls der Zusammengehörigkeit mit dem Geliebten bewußt. Und dieses Bewußtsein gab ihr eine Ruhe und Glückseligkeit, die ihre Augen höher glänzen machten und die Rosen wieder blühen ließen auf ihrem bleichen, abgehärmten Gesichtchen.

(Fortf. folgt.)

J. D. H. Temme.

Heinrich Heine bezeichnet die Westfalen als „sentimentale Eichen“, und wenn es je einen Westfalen gegeben hat, auf den diese Bezeichnung zutrifft, so ist es der alte Temme gewesen, der Mann mit dem unbeugsamen Gerechtigkeitsgefühl, der unwandelbaren Gesinnungslauterkeit und dem weichen, poetischen Gemüt. Und das ist es auch, was ihm bei allen Gutgesinnten ein ehrendes Andenken hinterlassen hat. Dreifach war das Wirken dieses selbstlosen und fleißigen Mannes; als Jurist, als konstitutionell-demokratischer Politiker und als geschickter und fruchtbarer Novellist hat er seinem Namen Ruhm und Ansehen verschafft. Man darf dieses Leben voll stürmischer Ereignisse und voll ernster Arbeit nicht in den engen Rahmen vorgefaßter Anschauungen zwingen wollen; wir haben es hier mit einem aufrichtigen Streben für das Wohl der Gesamtheit zu tun, dessen Reinheit für den Vorurteilslosen immer ungetrübt bleiben wird.

Die Jugend Temmes schien durchaus angelegt, ihm ein gesichertes und ruhiges Dasein verschaffen zu sollen und ließ nichts von den stürmischen Zwischenfällen ahnen, die ihn später heimsuchen sollten. Geboren 1798 zu Lette in Westfalen, machte er die gewöhnlichen Vorschulen zum akademischen Studium durch, das er 1814 in Münster begann. Er studierte daselbst und in Göttingen Jurisprudenz, wurde Auskultant und Assessor beim Oberlandesgericht in Paderborn, und besuchte als Erzieher eines Prinzen von Bentheim-Tecklenburg noch mehrere Universitäten. Sie worauf er sich dann ganz seiner Beamtenkarriere widmete. Sie führte ihn weit umher, von Westfalen nach Litauen, von da nach der Mark Brandenburg und nach Pommern, dann nach Berlin, dann nach Ostpreußen, dann wieder nach Berlin und von da nach Westfalen zurück.

Wäre Temme ein einfacher preussischer Bureaukrat gewesen, so wäre er in hoher Stellung, mit Orden bedeckt und mit reichlicher Pension versehen, in seinen alten Tagen aus dem Dienste

geschieden. Allein Temme war eben kein Bureaukrat, sondern ein wahrhaft freisinniger Mann, der in seiner Jugend die demokratische Atmosphäre der Freiheitskriege gegen Napoleon eingeatmet hatte und der in den trüben Zeiten Metternichscher und bundestägiger Reaktion mit doppelter Treue und Energie für das eintrat, was er einmal für richtig erkannt hatte.

Im Anfange der vierziger Jahre regte es sich allerwärts gegen das bureaukratisch-absolutistische Regiment und auch in Preußen kam bald ein reges politisches Leben in Fluß, hauptsächlich angeregt durch Johann Jacobys „Vier Fragen eines Ostpreußen“. Temme machte aus seinen Gesinnungen kein Hehl und wurde dadurch bei der Regierung so mißlieblich, daß man ihn, der schon 1839 zweiter Direktor des berliner Kriminalgerichts geworden war, 1844 zum Stadt- und Landesgerichtsdirektor in Tilsit machte. Diese Veretzung in eine kleine und ferne Stadt kam allerdings einer Strafe gleich.

Aber wie es immer zu geschehen pflegt, so

wuchs aus dieser Zurücksetzung dem Manne die Sympathie des Volkes. Dinehin hatte sich Temme in der wissenschaftlichen Welt durch eine Anzahl gediegener juristischer Arbeiten, bei den größeren Volksmassen durch verschiedene, sehr gut ausgenommene Romane und Novellen einen bekannten und geachteten Namen gemacht. Als das Jahr 1848 mit seinen Stürmen hereinbrach und die Regierungen dem Volkswillen nachgaben, glaubte daher die preussische Regierung dem Volke einen Beweis ihrer Freisinnigkeit und Aufrichtigkeit zu geben, indem sie Temme als Staatsanwalt nach Berlin berief. Aber diese Stellung vertrug sich nicht lange mit der politischen Haltung Temmes und er wurde noch in demselben Jahre zum Direktor des Oberlandesgerichts in Münster ernannt.

Inzwischen aber wurde Temme mitten in den Strudel der sich überstürzenden Ereignisse hineingedrängt. Der Kreis Raguit in Litauen, wo er früher Kreisjustizrat gewesen war, wählte



J. D. H. Temme.

ihn in die berliner preussische Nationalversammlung, welche bekanntlich die Aufgabe hatte, mit dem Könige eine Verfassung zu vereinbaren. Temme, Waldeck und Johann Jacoby waren in dieser Versammlung die Hauptführer der Linken.

Wie die preussische Nationalversammlung verlief, ist bekannt; es gelang nicht, eine Verfassung zu vereinbaren, als die Versammlung dieser Verfassung einen konstitutionell-demokratischen Charakter gab. Am 8. November vertagte das Ministerium die Versammlung mit der Einladung, sich später in Brandenburg zusammenzufinden. Die Versammlung erklärte sich darauf für permanent. Aber es wurde über Berlin der Belagerungszustand verhängt, Wrangel zog mit 15000 Mann ein und vertrieb die Versammlung aus ihrem Sitzungsort, dem Schauspielhause. Wo sich die Abgeordneten zusammensanden, wurden sie vom Militär vertrieben und gelangten gerade noch zu dem bekannten Steuererweigerungsbeschlusse, ehe sie ganz auseinandergejagt wurden.

In allen diesen Ereignissen nahm Temme einen hervorragenden Anteil. Er befand sich auch bei jener Zusammenkunft, in welcher die Führer der Linken mit dem Kommandanten der Bürgerwehr, dem unlängst verstorbenen Major Rümpler, beriethen, ob man dem General Wrangel mit Waffengewalt Widerstand leisten sollte. Temme war für passiven Widerstand und seine Meinung drang durch. Andern Tags wurde die 20000 Mann starke Bürgerwehr entwaffnet.

Gleich nach der Eröffnung in Brandenburg ward die Nationalversammlung geschlossen; die Abgeordneten waren nicht länger durch ein Mandat geschützt und die siegreiche Reaktion stürzte sich auf die Einzelnen. Temme blieb nicht verschont. Seine Kollegen vom Oberlandesgericht Münster waren so freundlich, seine Suspension zu verlangen; die Regierung aber kam ihnen entgegen und ließ Temme unter der Anklage des Hochverrats verhaften. Allein der Bezirk Neuß wählte 1849 bei einer Ersatzwahl Temme in das frankfurter Parlament und man mußte ihn freilassen. Zugleich wählte ihn sein alter Wahlkreis Ragnit in die zweite preussische Kammer von 1849, an deren Sitzungen er bis zu ihrer Auflösung teilnahm. Von da ging er nach Frankfurt und nahm an den Sitzungen der Nationalversammlung und des Rumpiparlaments teil. Er hatte als konstitutioneller für Friedrich Wilhelm IV. als deutschen Kaiser gestimmt.

Nachdem das Rumpiparlament in Stuttgart gesprengt worden, kehrte Temme im Bewußtsein seines guten Rechts ruhig nach Münster zurück. Allein nummehr, nachdem er des parlamentarischen Schutzes verlustig gegangen, stürzte sich die Reaktion mit doppelter Wucht auf ihn. Er ward am 4. Juli 1849 verhaftet und erst am 6. April 1850 zu Münster vor Gericht gestellt. Allein auch hier behauptete er sein Recht so standhaft und wußte seine Anschauungen so siegreich zu verteidigen, daß eine Freisprechung eintreten mußte. Man tat nun, was man tun konnte; man eröffnete gegen den vom Hochverrat freigesprochenen eine Disziplinaruntersuchung und erklärte ihn seines Amtes verlustig.

Temme ließ sich nicht entmutigen, übernahm die Redaktion der radikalen „Neuen Odenzeitung“ in Breslau und suchte auch als Anwalt sich eine unabhängige Stellung zu verschaffen. Aber es wollte ihm nicht recht gelingen, und als er einen Ruf nach Zürich erhielt, folgte er demselben. Seine Anschauungen waren, wie bei allen konsequenten Denkern, in diesen Kämpfen entschiedener geworden; deshalb mochte er sich an den Bestrebungen der Fortschrittspartei in den sechziger Jahren nicht beteiligen,

trotzdem er ein Mandat für das preussische Abgeordnetenhaus übertragen bekam.

Er ging ins Ausland, wohin die Reaktion so viele glänzende Geister getrieben hatte. In Zürich verlegte er sich auf die Schriftstellerei, und die „Gartenlaube“ brachte aus seiner Feder eine Reihe hochinteressanter und spannender Kriminalnovellen, zu denen ihm vielfach sein eigenes erfahrungsreiches Leben den Stoff liefern konnte. Man kann sagen, daß diese Novellen ungemein viel zum Aufschwung der „Gartenlaube“ beigetragen haben, denn Temmes Name allein schon genügte, um überall Interesse für diese Arbeiten zu erwecken. Die meisterhafte Behandlung, die Temme seinen Stoffen angedeihen ließ, hat ihm einen dauernden und ehrenvollen Platz in der Literaturgeschichte gesichert.

Aber es ging in diesem Fall wie so oft; der goldene Gewinn, den diese Novellen brachten, floß zum weitaus größeren Teil in die Tasche des Verlegers. Temme wurde mit dem gewöhnlichen Honorar abgelohnt und am Abend seines Lebens sah er sich in bedrängten Verhältnissen. Trotz aller Anstrengungen und allen Fleißes konnte der hochbetagte Mann sich nicht mehr wie er wollte aus seinen Kalamitäten herausarbeiten. Sie verfolgten ihn bis an seinen Tod, der am 14. November 1881 zu Zürich erfolgt ist.

Temme war ein Charakter aus jener konstitutionell-demokratischen Schule, aus welcher ein Johann Jacoby, ein Waldeck, ein Franz Ziegler hervorgingen, eine merkwürdige Art, die auch im Talar des Richters und im Frack des Staatsanwalts ihre demokratischen Gesinnungen nicht zu verleugnen vermochte. Diese Männer dürfen nach einer engen Parteischablone nicht beurteilt werden. Ihre Fehler waren manchmal nicht klein, und nicht der kleinste war der, daß sie dem papiernen Recht eine nicht vorhandene Ueberlegenheit über die materielle Macht zuschrieben. Wie hätte sonst die Nationalversammlung zu Berlin, und mit ihr Temme, Jacoby und Waldeck, beschließen können, daß der Berliner Staatsanwalt eine Anklage gegen die Regierung erheben solle! Man mag dies Raibetät nennen; allein der historische Beruf dieser Männer war, die Kämpfe zu bestehen, die den Uebergang des politischen Lebens in Preußen aus der vor-märzlichen Zeit in eine neuere Epoche bewirken sollten, und um diese Kämpfe mit Ehren zu bestehen, war das unerschütterliche Rechtsgefühl und Rechtsbewußtsein dieser Männer erforderlich. Temme und Johann Jacoby hätten sich im Auslande vor den Verfolgungen der Reaktion sicher stellen können, allein sie taten es nicht und es liegt ein Zug antiken Mutes, römischer Unbeugsamkeit in der Tatsache, daß sie vor den Gerichtshöfen der Reaktion freiwillig erschienen und ihre Sache dort zum Siege brachten. Der Epigone von heute, der mit der Zeitentwicklung fortgeschritten ist, soll deshalb nicht geringschätzig auf diese Männer zurückblicken, deren Fehler nicht zu leugnen sind, die aber für Deutschland, resp. Preußen erst ein politisches Leben zu schaffen hatten. In jenen Stürmen auszuhalten, war nicht leicht; noch weniger war es leicht, unter den Verfolgungen der Reaktion in der Heimat auszuhalten.

Wer gerecht urteilen will, der wird sich sagen müssen, daß jene Männer vielleicht weniger Geschick, aber desto mehr Charakter gezeigt haben in der Rolle, welche das Sturmjahr ihnen zuwies. Und unter ihnen war Temme sicherlich der Besten einer.

W. Bloß.

Bu Raffaels 400jährigem Geburtstag.

Von Dr. Richard Ernst.

(Schluß.)

Gleich nach der Vollendung der Stanza della Segnatura ging Raffael an die Ausschmückung der anstoßenden Kammer, welche nach dem hervorragendsten Wandgemälde die Stanza d'Eliodoro genannt wird und in den Jahren 1511 bis 1514 vollendet wurde. Hier tritt ein scharfer Wendepunkt in seiner

Entwicklung hervor. Hatte er in der Stanza della Segnatura die geistigen Mächte des Lebens in einem ruhigen, nur leise bewegten Zusammensein bedeutender Gestalten geschildert, so ward ihm nun eine Aufgabe geboten, die ihn mitten in das Reich des historisch-dramatischen führte. Wie die Griechen,

als sie ihre Siege über die Perser künstlerisch zu verherrlichen sich anschickten, die Ereignisse der Gegenwart sich im Spiegel des Mythos und der Sage reflektiren ließen, so suchte auch die Raffael'sche Zeit durch Zurückgreifen in eine sagenhafte Vorzeit das, was die Gegenwart bewegte, künstlerisch zu verklären. So entstanden die vier großen Wandbilder dieses Zimmers, indem man zeitlich weit auseinander liegende Temata verband, die indes durch den gemeinsamen zu Grunde liegenden Gedanken geeint und durch die höchste künstlerische Kraft in lebendige Wirklichkeit übertragen waren. Das erste dieser Bilder, nach welchem das Zimmer seinen Namen hat, schildert nach dem zweiten Buch der Makkabäer die wunderbare Vertreibung des syrischen Feldherrn Heliodor aus dem Tempel von Jerusalem. Raffael hat in dem Heliodorbild ein Werk von dramatischer Gewalt und momentaner Wucht geschaffen, das im weitesten Bereich der Kunst kaum seinesgleichen hat. Mit der unmittelbaren Klarheit, wie sie nur den großen Künstlern eigen ist, wählte er gerade den Augenblick der Handlung, welcher das Vorher und das Nachher mit wunderbarer Prägnanz zur Erscheinung bringt, der eine vollkommene Uebersicht ihres Verlaufes gewährt und zugleich den Höhepunkt der Verwicklung darstellt. Wir ahnen die vorangegangenen Szenen, wir sind Zeugen der Katastrophe und erhalten auch über den Ausgang unbedingte Gewißheit. — An der benachbarten Fensterwand malte Raffael die Messe von Bolsena. Die Sage erzählt, daß einem deutschen Priester auf der Reise nach Rom, da er an dem Wunder der Transsubstantiation zweifelte, in Bolsena während des Messopfers durch das Bluten der Hostie beim Brechen derselben der Zweifel genommen worden sei. Neugierig begab er sich dann zum Pabst, der aus Anlaß dieses Wunders das Frohnleichnamsfest stiftete. Auch aus diesem spröden Gegenstand wußte Raffael ein wahres Wunderwerk der Kunst zu machen. Das dritte Wandbild schildert Attila vor Rom, wie er durch die Vorstellung Pabst Leos I. und durch die wunderbare Erscheinung der beiden Apostelfürsten bedogen wird, von Rom abzustehen. Als letztes Bild entstand an der zweiten Fensterwand die Befreiung Petri aus dem Gefängnisse. — In der Wahl der Gegenstände dieses Zimmers spielten die Beziehungen auf zeitgeschichtliche Vorgänge eine große Rolle. Heliodors Bücktigung sollte an die Vertreibung der Feinde aus dem Kirchenstaat, die Messe von Bolsena an die vermeintliche Besiegung der Irrlehren zu Anfang des 16. Jahrhunderts, Attilas Zurückweisung an die Verjagung der Franzosen aus Italien und die Befreiung Petri an die Befreiung des Pabstes (Leo X., in dessen Pontifikat die Ausführung dieses Bildes fiel) aus den Händen der Franzosen in Mailand erinnern. — Für das Kreuzgewölbe dieses Zimmer ordnete Raffael vier Kompositionen aus dem alten Testamente an: Jehova, dem Noah erscheinend, Isaks Opferung, Jakobs Vision der Himmelsleiter und Jehova im Dornbusch. Die Stanza d'Elidoro überrascht noch ganz besonders durch die vollendet gelungene Lösung schwierigster Farbenprobleme.

Wie diese großartigen Werke allmählich aus den Anschauungen der florentiner Zeit in die größere Formgebung hinübertreten, so verhält es sich auch mit den Tafelbildern der ersten römischen Jahre. Es entstand eine Reihe von Madonnen und heiligen Familien, welche zuerst sich nur wenig von den florentinischen unterscheiden und dennoch unmerklich in einen neuen Ton der Darstellung übergehen. Am meisten bleibt Raffael im Typus der Madonnen der früheren Auffassung treu. Es ist immer noch das sanfte, jungfräuliche Antlitz mit den Taubenaugen, das milde Oval mit dem goldblonden Haar, das kleine liebliche Mündchen wie früher. Nur die Formen werden allmählich größer und voller und der Gewandwurf in seinem breiten Schwung läßt den Einfluß des monumentalen Stils erkennen. Auch das Christkind gleich dem kleinen Johannes gewinnt ein kräftigeres Wesen und noch größere Lebendigkeit. Sodann weisen die landschaftlichen Hintergründe auf den Einfluß der römischen Campagna hin. Auch die Färbung dieser Bilder gewinnt allmählich einen kräftigeren Ton durch tiefe Schatten und energische

Modellirung, so daß der lichte Goldton der früheren Zeit immer mehr verschwindet. Noch einen wichtigen Zug hebt Lübke als gemeinsame Eigentümlichkeit dieser römischen Madonnen hervor. Während die florentinischen einen mehr weltlichen Charakter haben, wird in den römischen das religiöse Element weisevoller Andacht mehr betont, ohne jedoch dem allgemein Menschlichen Abbruch zu tun. Vielmehr wird dasselbe zur reinsten Idealität verklärt. — Eine der reizendsten Madonnen dieser Zeit ist die „Madonna mit dem Diadem“ im Louvre, auch Madonna mit dem Schleier genannt. Auf weiche Tücher gebettet, schläft sanft und ruhig das Christkind, das linke Händchen in den Schoß, das rechte über den Kopf gelegt. Man kann die himmlische Unschuld des Kindeschlafs nicht schöner schildern. Leise hebt die knieende Mutter den Schleier von dem Kinde und zeigt es dem Johannesknaben, der, von der Linken der Madonna umfaßt und herangezogen, ihr zur Seite kniet und die Hände faltet. Man muß eine derartige Szene schon im Leben beobachtet haben, muß sich erquickt haben an der Schönheit des schlafenden Kindes, an dem liebevollen Stolz der Mutter, die ihr Kleinod, mit größter Behutsamkeit seinen Schlaf nicht zu stören, einem älteren Kinde zeigt, wie an dem neugierig betrachtenden Blick des letzteren, um dieses köstliche Madonnenbild recht zu verstehen und zu würdigen.

Während nun Raffael in den dramatisch bewegten Fresken in der Stanza d'Elidoro arbeitete, übermannte ihn die Sehnsucht nach den alten einfachen Gegenständen der Darstellung, die nichts als Wohlklang und Wärme atmen, den Künstler beseligend und den Beschauer entzückend, die wenig zu sagen scheinen und doch das Tiefste bedeuten — er schuf die „Madonna della Sedia“, nächst der Sixtina die herrlichste der Raffael'schen Madonnen. Ein halbes hundert Kupferstecher und mehr haben ihre Kunst an der Madonna della Sedia, deren Besitz sich gegenwärtig die Gallerie Pitti erfreut, versucht, die Photographie Tausende von Nachbildungen verbreitet. Kein Bild Raffael's ist so beliebt in weiten Kreisen, kein Werk der neueren Kunst so gut bekannt. Die Madonna della Sedia drückt das innigste Zusammenleben von Mutter und Kind aus, preist die Freude und Seligkeit der jungen Mutter, wie es so viele florentiner Madonnen taten; nur ist die della Sedia aus den florentiner Formen in römische übertragen. Die Madonna sitzt in einem Stuhle (sedia) und hält mit beiden Armen ihr Kind umfaßt, das sich eng an sie preßt, sein Köpfchen an ihre Wangen zärtlich schmiegt. Beide blicken aus dem Bilde heraus, die Mutter still beglückt, das Kind froh, im weichen Mutterarme geborgen zu sein. Ein gestreiftes Tuch, welches turbanartig den Kopf der Madonna einhüllt und ein echt römisches in buntem Muster gewirkter, mit Franzen besetzter Ueberwurf, der Rücken und Schultern bedeckt, erinnert an die Frauengestalten aus dem römischen Volke und zeigt, wie Raffael die Wirklichkeit zur höchsten Idealität zu erheben wußte. An die innig verschränkte Gruppe von Mutter und Kind schließt sich noch rechts der kleine Johannesknabe an, der zu dem Genossen liebevoll-andächtig emporblickt. Die hohe Vollendung des Bildes wird durch nichts so anschaulich gemacht wie durch die Sage, welche sich an dasselbe knüpft. Raffael, wird erzählt, sah eines Tages im vatikanischen Hofe eine Bäuerin mit ihrem Kinde im Arme sitzen. Entzückt von der wunderbaren Schönheit des Weibes griff er nach dem ersten besten flachen Gegenstand, der sich ihm darbot, um Stellung und Züge zu fixiren. Das war zufällig der Boden eines Fasses und so kam unwillkürlich die Rundform heraus, in welche die della Sedia sich zeigt. Die Einordnung aller Gestalten in den Rahmen eines Kreises erschien so ungesucht, die Führung der Umriffe in leisen Krümmungen so wenig gezwungen, daß man meinte, nur der Zufall zeige so glückliche Inspirationen. Eine Variante dieser herrlichen Komposition ist die „Madonna della Tenda“ in der Pinakotek zu München.

Im Ausgang dieser Epoche schuf Raffael noch eines seiner herrlichsten Altarbilder, die heilige Cecilia in Bologna. Die h. Cecilia ist die Patronin der kirchlichen Musik, und man kann den mannigfachen Eindruck der Musik auf die verschiedenen

Gemüther nicht köstlicher zur Erscheinung bringen, als es auf dem Bilde geschieht, das die schönste Guldigung ist, welche der Genius der Malerei der in der Renaissancezeit hochverehrten Schwesterkunst der Töne zu widmen vermochte.

Von den Bildnissen dieser Zeit erwähnen wir das weibliche Bildnis der Gallerie Barberini in Rom, welche als „*Foranarina*“ (siehe *Illustr.* S. 409) bekannt ist und als Porträt der Geliebten Raffaels gilt. Wir wissen durch Vasari, daß der große Meister in Rom ein Mädchen liebte, angeblich eine schöne Bäckerin, welche sich ihm zu eigen gab und bis an seinen Tod in seinem Hause lebte. Sie ist eine der mächtigen plastischen Gestalten römischer Frauenwelt, deren Büste der Künstler unverhüllt gemalt hat, nur der Unterleib ist mit einem rötlichen Schleier leicht verhüllt. Ein goldener Reif umspannt die Haare, ein turbanartiges, gelbgestreiftes Tuch bedeckt den Kopf. Mit der einen Hand zieht sie den Schleier zum Busen empor, die andere fällt lässig in den Schoß. Der koloristische Gegensatz des glühend gemalten Fleisches mit dem Vorbeergebüsch ist von prächtiger Wirkung.

Mit dem Tode Julius II. (1513) schloß eine wichtige Epoche nicht bloß für Raffael, sondern für das ganze römische Kulturleben. Jener gewaltige Pabst hatte mit genialem Blick die bedeutendsten Künstler seiner Zeit herbeigerufen und ihnen die größten Aufgaben gestellt. Nicht in gleichem Maße förderte der noch junge Medizeer, der als Leo X. den päpstlichen Thron bestieg, die Kunst. Wohl brachte er von den Traditionen seines Hauses die Pflege der Wissenschaft, Literatur und Kunst mit, wohl blühten auch unter ihm am päpstlichen Hofe alle jene geistigen Interessen, in deren Pflege die Renaissancekultur gipfelt und oberflächlich betrachtet konnte es scheinen, als ob erst jetzt das augustäische Zeitalter für jene Epoche beginne. Allein in Wahrheit war es nur ein bequemer Genußmensch und Lebemann, der das Erbe des von hohen Plänen und Zielen erfüllten Julius antrat. In den Vergnügungen seines Hofes wechselten mit den edleren Genüssen der Poesie und Musik Späße von Poffenreißern, Mummenschanz aller Art, Pferderennen und Stiergefechte, bei welchen nicht selten mehrere Menschen tot auf dem Platze blieben. Indessen auch den bildenden Künstlern war der lebenslustige Medizeer zugetan, und wenn allerdings die großen Arbeiten Bramantes und Michel Angelos von ihm eher durchkreuzt als gefördert wurden, so fiel dagegen auf Raffael der ungeminderte Glanz päpstlicher Guld. Nicht als Maler allein, auch als Architekt besaß Raffael des Pabstes höchstes Vertrauen. Auf Bramantes Empfehlung wurde er nach dessen Tode mit der Oberleitung des Baues von St. Peter beauftragt. Daß Raffael auch sonst als Architekt einen hervorragenden Rang einnahm, erkennen wir nicht bloß auf den herrlichen architektonischen Hintergründen seiner Bilder, sondern auch aus einer Anzahl von Palästen, die nach seinen Angaben ausgeführt wurden. Noch weiter zog ihn der Pabst in die umfassendsten Unternehmungen hinein, als er ihm 1515 die Aufsicht über alle Ausgrabungen in und bei Rom übertrug. Immer mehr trat seine Gestalt in den Vordergrund und so umfassend wie einst zu Perikles' Zeiten Phidias die attische Kunst beherrscht hatte, so univervell stand Raffael im Mittelpunkt des römischen Kunstlebens und so mannigfach und vielseitig wurden seine Kräfte in Anspruch genommen, daß das in den letzten sieben Jahren seines Lebens Geschaffene die aufs Höchste gesteigerte Kraft eines Einzelnen zu übersteigen scheint und daß der Schriftsteller es hier besonders schmerzlich empfindet, daß er die zu gleicher Zeit nebeneinander durchgeführten großartigen Unternehmungen nur in schwerfälligem Nacheinander zu schildern vermag.

Beginnen wir mit dem dritten Zimmer des Vatikans, das *Stanza dell' Incendio* heißt, nach dem vorzüglichsten der darin enthaltenen Gemälde, dem Brand im Borgo oder Burgbrand. Es bezieht sich auf ein Ereignis aus der Regierungszeit Leos IV., der einen im päpstlichen Viertel ausgebrochenen Brand durch das Zeichnen des Kreuzes gelöscht haben soll. Besonders beachtenswert ist, daß Raffael sich in dem Bilde von den Schranken

historischer Kostümierung befreit und mit Vorliebe nackte Gestalten oder solche in rein idealer Gewandung verwendet hat. Hierin wie in dem mächtigen Mark der Gestalten, den kühnen Bewegungen und Verkürzungen erkennt man einen durchgreifenden Einfluß Michel Angelos; doch bleibt dabei der große Meister sich selber treu und weiß der Energie des heroischen Stils seine eigenste Anmut zu vermählen. Dasselbe ist der Fall beim zweiten Bilde: der Sieg bei Ostia, gleichfalls ein Ereignis aus der Regierungszeit Leos IV. An den Küsten Italiens erschienen sarazenische Seeräuber, überall plündernd und verheerend. Im Jahre 849 blockierten sie mit ihrer Flotte den Hafen von Ostia und bedrohten Rom. Da sandte Leo seine schnell zusammengerafften Truppen ihnen entgegen, die in einer Seeschlacht an der Mündung der Tiber einen glänzenden Sieg davontrugen. Die beiden andern Bilder, bei deren Ausführung durchweg die Hand der Schüler herrscht, stehen an Wert erheblich hinter jenen zurück.

Ungleich höher steht die eigene Beteiligung Raffaels bei einem anderen Monumentalwerk, welches er im Auftrage des kunstsinigen Agostino Chigi in St. Maria della Pace ausführte. Es sind vier Sibyllen (die cumäische, die persische, die phrygische und die tiburtinische), mit welchen er den Raum über einer Arkade geschmückt hat und zwischen denen er köstliche Engelknaben anbrachte. Raffael, der sich hier wieder als der große Meister der Raumesausfüllung zeigt, hat vielleicht nirgends so wie hier im Wettstreit mit Michel Angelo so bestimmt und zugleich so herrlich sein künstlerisches Glaubensbekenntnis abgelegt. Denn anstatt der unnahbaren Hoheit der Sibyllen der Sixtina (von Michel Angelo) entzückt uns hier die ganze liebenswürdige Raffaelsche Anmut, und obwohl auch diese Gestalten von schwungvoller Begeisterung erfüllt sind, so bleiben sie uns doch durch die milde Schönheit der Köpfe, die entzückende Anmut der Gewänder und den Adel der Bewegung menschlich nahe.

Im Auftrage Leo X. leitete Raffael ferner die Ausschmückung der Loggien in dem von Bramante begonnenen ersten Hofe des Vatikan. Die Loggien umfassen dreizehn Arkaden, jede mit einer flachen Kuppel überwölbt. Raffael teilte den Kuppelraum der einzelnen Arkaden in vier Felder und malte (bezw. ließ durch seine Schüler malen) in jedem derselben inmitten eines reichen ornamentalen Rahmens von größter Mannigfaltigkeit eine biblische Geschichte. Diese 52 Darstellungen aus dem alten (48) und neuen (4) Testamente werden gewöhnlich als die Bibel Raffaels bezeichnet. Mit Vorliebe haben spätere Kupferstecher diese heiteren Bilder einer idyllisch-poetischen Welt nachgebildet, sie zum Gemeingut aller Kunstfreunde erhoben und selbst in tiefere Volkskreise eindringen lassen.

Eine weitere umfassende Arbeit waren die Kartons zu zehn (bezw. elf) Teppichen (Tapeten), welche Raffael im Auftrage Leos X. entwarf (1515 bis 1516). Nach seiner Zeichnung wurden sie in Flandern gewebt und zur Wandbekleidung in der sixtinischen Kapelle bestimmt, so daß sie bereits am 30. Dezember 1519 die Kapelle zur höchsten Bewunderung der Zuschauer schmückten. Die Tapeten haben durch ein wechselreiches Schicksal (schon nach zwei Jahren, nach Leos X. Tod, wurden sieben durch die päpstliche Kurie gegen 500 Dukaten bei einem Pfandverleiher verjezt, um die Kosten des Konklaves zu bestreiten u. s. w.) stark gelitten und sind in alle Welt zerstreut worden. Gegenwärtig werden sie in der Gallerie des Vatikan bewahrt; andere Exemplare finden sich im Schloß zu Madrid, im Museum zu Berlin und in der Gallerie zu Dresden. (Letztere sind ohne Anwendung von Gold gewirkt, während die andern Exemplare sich durch reichen Zusatz von Gold für die Lichter auszeichnen). Von den Kartons sind sieben erhalten, welche seit 1866 dem Kensington-Museum in London einverleibt sind. Folgende zehn biblische Sujets sind auf den Teppichen dargestellt: Krönung Mariä, Steinigung des Stephanus, Pauli Bekehrung, Fischzug Petri, Uebergabe der Schlüssel, Heilung des Lahmen, Bestrafung des Ananias, Bestrafung des Elymas, Opfer zu Lystra, Pauli Predigt zu Athen.



o komm mit mir! (Seite 443.)

Größeres und Herrlicheres als diese Werke hat Raffael nicht geschaffen. Die Teppichkartons, sagt Dohm, sind die Partonskulpturen der neueren Kunst. In ihnen treten uns die reifsten Leistungen Raffaels wie die herrlichsten Werke der Renaissance entgegen. Der Gedanke, daß dieselben anders erscheinen könnten, kommt uns gar nicht in den Sinn. Aus jedem Karton leuchtet uns hell und klar ein festes Bildungsgesetz entgegen, nach welchem der Künstler jede Gruppe, jede Gestalt entworfen hat. Doch hat er das Gesetz nicht von außen in das einzelne Bild hineingetragen, sondern jedesmal aus der Natur der Handlung und des Charakters der Hauptpersonen frei und selbstständig entwickelt. Wer die Gesetze des künstlerischen Schaffens erkennen will, studire die Raffaelschen Teppichkartons. — Wir übergehen manche andere Arbeiten und wenden uns zum Triumph der Galatea, womit der unerschöpfliche Meister den Schritt in die Götterwelt der Alten tat. Im Auftrage des bereits erwähnten Agostino Chigi malte Raffael in dessen Villa Farnesina zwei große Fresken, welche die Geschichte des Polyphem und seiner Geliebten behandelten. Auf dem einen, dem Triumph der Galatea (1515), sieht man die schöne Geliebte des Cycloppen auf ihrem von zwei Delphinen gezogenen Muschelwagen über die Meeresflut dahinfahren, die herrliche Gestalt umspielt von tierischen und halbtierischen Geschöpfen der Salzflut, von Nymphen und von Liebesgöttern, die in den Lüften schweben, hinter Wolken hervorblicken oder in übermütiger Lust sich ins Meer gestürzt haben. Ein berauschernder Klang gesteigerter Daseinslust weht durch das ganze Bild, das uns den Frohsinn der goldenen Renaissancezeit in vollen Zügen schildert. Das zweite Wandgemälde hat so starke Beschädigungen und Uebermalungen erlitten, daß über Raffaels Autorschaft kaum noch zu urtheilen ist.

Einen umfassenderen Zyklus aus der antiken Götterfage behandelte Raffael bald darauf in der vorderen Halle der Farnesina, die er dadurch zu einer der köstlichsten kunstgeweihten Räume machte. Dem Märchen von Amor und Psyche wurde dieser anmutige Raum gewidmet; die unwiderstehliche Macht der Liebe ist das Thema, welches hier geschildert wird. Die Halle, ehemals mit fünf Pfeilerarkaden gegen den Garten geöffnet, ist ein Raum von 22 Fuß Breite bei 60 Fuß Länge. Er wird von einem flachen Spiegelgewölbe bedeckt, in welches rings Stuckkappen einschneiden. In die 14 Gewölbkappen setzte Raffael in immer neuen Variationen den Amor, der sich mit den Attributen aller Götter ausgerüstet hat, um seine Allherrschaft zu bewahren. Wie er sich mit dem Schild und Schwert des Mars, der Keule des Hercules, den Blitzen Jupiters, der Feuergabel Plutos und dem Dreizack Neptuns schleppt, wie er Vulkan seinen Schmiedehammer, Apollo den Bogen und Köcher, Bacchus den Tyrkos, Pan die Rohrflöte entwendet hat, um zuletzt als Sieger über Land und Meer mit einem Hippokampen und Löwen einherzufahren, das alles hat der Künstler mit unerschöpflicher Anmut und geistreichem Mutwillen geschildert und nebenbei wahre Meisterwerke schöner Raumausfüllungen geliefert. Die zehn Gewölbzirkel zwischen den Stuckkappen benützte Raffael, die einzelnen Momente der Geschichte Psyches anzubringen. Diese Einzelgruppen sind das Seelenvollste und Anmutreichste, was der Geist der Renaissance auf dem Gebiet des antiken Mythos geschaffen. An der Decke endlich ließ Raffael in zwei großen Bildern, die wie Teppiche ausgespannt sind, die Aufnahme der Psyche unter die Götter und das Hochzeitsgöttermahl darstellen.

Neben anderen Werken der Malerei, auf die wir nicht eingehen wollen, hat der Vielbeschäftigte auch einige plastische Werke entworfen; einmal die edle Statue des Propheten Jonas; sodann ein kleines Marmorwerk, welches einen toten Knaben auf einem Delphin darstellt; endlich die herrliche in Wachs modellirte Büste eines jungen Mädchens von echt Raffaelscher Anmut im Museum zu Velle.

Ueberblicken wir die Summe des von Raffael in wenigen Jahren Geleisteten, so erfährt uns Staunen vor der Uerschöpflichkeit seiner Phantasie, der sicheren Gestaltungskraft, der Fülle

köstlichen Lebens, der Reinheit und Anmut der Empfindung, mit der er alles adelt, was er berührt. Und dies inmitten eines üppigen, schwelgerischen Hofes, der sich der größten Zügellosigkeit hingab. Eins aber ist bei alledem zu beklagen: bei der immer mehr steigenden Flut der Aufträge mußte er zur Ausführung fast aller seiner umfangreichen Werke die große Anzahl seiner Schüler in Anspruch nehmen, wodurch eine merkwürdige Kluft entstand zwischen Komposition und Ausführung, welche letztere manche Trübung erfuhr. Die Vollendung eines Kunstwerks ist eben nicht in der Idee allein bedingt, sondern verlangt die beseeelte Hand des erfindenden Meisters. Um so wertvoller für uns, daß wir aus derselben Zeit eine Reihe von Bildnissen besitzen, in denen wir den Meister auch in der geistvollen Ausführung auf der vollen Höhe kennen lernen. Des Malers Pinsel liefert in diesen Porträts die beste Illustration zu den Berichten der Geschichtsschreiber.

Neben allen diesen Werken ist nun noch eine Reihe großer Altartafeln zu nennen, die ebenfalls den letzten Jahren Raffaels angehören. Die Krone von allen ist die siztinische Madonna, die Venus von Milo der Renaissance, das kostbarste Juwel der Gallerie zu Dresden. Als die Benediktiner vom Kloster des heiligen Sixt in Piaccenza bei Raffael eine Tafel für ihren Hauptaltar bestellten, führte er die Sixtina auf Leinwand aus. Bis 1753 blieb das Bild an seiner ursprünglichen Stelle, dann wurde es durch den Maler Giovanni in Bologna für den Kurfürsten Friedrich August II. von Sachsen erworben und nach Dresden gebracht. 1826 erfuhr es durch den italienischen Bilderrestaurateur Palmardi an Ort und Stelle eine teilweise Erneuerung, indem er die entstandenen Lücken mit farbigen Punkten ausfüllte, im übrigen aber das Original nicht berührte. Später überzog man das Gemälde an der Rückseite mit neuer Leinwand und tränkte diese mit Kopaiwibalsam, welcher, von rückwärts eindringend, den völlig taub gewordenen Farben ihr ursprüngliches Leben wiedergab. Um das Bild möglichst zu schützen, hat man es mit einer Glaskapelle bedeckt; um es hoch zu ehren, wurde ihm ein besonderes Zimmer eingeräumt. Unter allen Schöpfungen Raffaels ist dies Wunderwerk das höchste Ideal Raffaelscher Madonnen, wohl diejenige, welche die größte Popularität erlangt hat. Durch zahllose Nachbildungen, unter welchen die Stiche von Müller, Steinla-Büchel, Keller den ersten Rang behaupten, lebt sie im Bewußtsein von Tausenden. Die herrliche Gestalt der Madonna erscheint im Vollglanz des Himmelslichtes, auf Wolken schwebend und von einer Schaar aus dem Aether auftauchender Engelsköpfe umringt. Mächtig umwallt die großen Formen der blaue Mantel und ein hellbrauner Schleier breitet sich vom Kopf über die linke Schulter aus, wie von himmlischem Lusthauch erfüllt, in hochfeierlichem Schwunge gebläht, weil Maria aus dem Hintergrunde des Himmels heranschwebt. Der schöne Kopf zeigt ein Antlitz, auf dem sich hehre Majestät, wie sie der Idee einer Himmelskönigin und der Mutter des Welttheilands entspricht, mit dem Ausdruck der Zartheit und Demut der Erdenjungfrau wunderbar vereint. Man wird nicht müde, dieses liebevolle, edle Oval des Antlitzes zu bewundern, mit dem voll aufgeschlagenen Blick, worin ein neuerer Schriftsteller eine kunstgeschichtliche Tat ersten Ranges erblickt. Auf den Armen trägt die Madonna leicht schwebend in wonnigfreier Lage den Christusknaben, der, gleichfalls die Augen voll aufschlagend, in kindlicher Grazie und Leichtigkeit, aber ohne kindische Nachlässigkeit, vielmehr mit einem Ernst und einer Geistigkeit in den Zügen dargestellt ist, als würde das Gemüt schon jetzt von Gedanken der Erlösung des Menschengeschlechts bewegt. Zu ihren Füßen knien zwei herrliche Gestalten, welche mit der außerhalb des Bildes gedachten Gemeinde in Zusammenhang gebracht werden müssen: rechts der h. Sixtus, ein Wunderwerk malerischer Technik, in prachtvoller päpstlicher Dalmatika, um als oberster Hirt Fürbitte einzulegen für seine Gemeinde; der Erhörung gewiß, richtet er den Blick aufwärts, fest auf die himmlische Erscheinung, während ihm gegenüber die h. Barbara (deren Wahrzeichen, der Turm, hinter dem Vorhang sichtbar

wird) in jungfräulicher Schüchternheit den bezaubernd lieblichen Kopf wie geblendet vom Himmelsglanz niedersenkend und das freudige Entzücken der Gläubigen widerspiegelt. In Geschlecht und Alter, in Ausdruck und Bewegung einander entgegengesetzt, ergänzen sie sich gegenseitig aufs beste. Die zurückgeschobenen Vorhänge, welche das Bild auf beiden Seiten begrenzen, bewirken den Eindruck, als ob die Madonna mit dem Kinde bisher den Augen des Beschauers verhüllt gewesen wären und erst jetzt durch Öffnung des Vorhangs sichtbar werden, so daß die unnahbare Feierlichkeit der Erscheinung noch verstärkt wird, indem sie wie eine Vision erscheint. Unten wird die Bildfläche durch eine Leiste geschlossen, auf welcher die Tiara des Papstes ruht und auf welche zwei köstliche Engelknaben, Ideale naiver Schalkhaftigkeit, ihre Arme stützen. Sie sind aus dem großen Engelskreigen, mit welchem der Hintergrund übersät ist, heraustrgetreten, um sich den Vorgang näher anzusehen und blicken mit munterer Neugierde, so recht nach Kindesart, empor. Sie lösen gleichzeitig die Spannung, in welche das Pathos der Hauptgestalten den Beschauer versetzt. Das Werk ist auch koloristisch eine der vollendetsten Schöpfungen Raffaels. Aus dem blauen Gewande der Madonna, dem Goldbrokatmantel des Papstes und dem grünen Kleide der h. Barbara bildet sich der Hauptakkord, in welchen alle übrigen Töne mit den feinsten Uebergängen hineingestimmt sind.

Eine Blüte wie die sizilianische Madonna hat selbst der Raffaelsche Genius nur einmal hervorgebracht. In der Schwesterkunst Poesie kenne ich nur ein modernes Werk, das den Geist der Sixtina atmet: Goethes *Iphigenie*. —

Um dieselbe Zeit, in der die Sixtina entstand (gegen 1516) malte Raffael eine Darstellung der „Heimsuchung“, welche hochberühmt ist wegen der Schönheit der Gestalten und der ausdrucksvollen Lebendigkeit der Komposition (Madrid). Es ist zum größeren Teil Raffaels eigenhändige Arbeit, wogegen die Mehrzahl der seit 1518 entstandenen Altarbilder größtenteils von Schülerhänden ausgeführt ist. Dahin zählt der „Johannes der Täufer“ in den Uffizien, wovon die Gallerie zu Darmstadt eine vorzügliche Kopie besitzt. Neben diesen und ähnlichen von Schönheit und Anmut überströmenden Werken sollte Raffael noch einmal Gelegenheit werden, sich tief in die leidensvollen Momente der Passion zu versenken. Dieses Thema, das der nordischen Kunst besonders am Herzen lag, war von den Meistern der Renaissance nur selten behandelt worden. Das glänzende Genußleben am Hofe Leo's X. hatte wenig gemein mit dem Andenken an die Leiden Christi und selbst die christlichen Heiligen lebten für diese Anschauung nur im Sonnenschein des Glücks wie die antiken Götter. Als Raffael um 1516 den Auftrag annahm, für das Kloster der Olivetanermönche zu Palermo die „Kreuztragung“ (Madrid) zu malen, schuf er

ein Werk, das an ergreifender Tiefe des Seelenausdrucks nur von Albrecht Dürer (mit dem Raffael in freundlicher Beziehung stand und dessen Komposition er in dem Bilde benutzte) erreicht wird, während er an Adel und Schönheit den deutschen Meister weit übertrifft. Die wunderbare Verbindung tiefsten Seelenschmerzes in mannigfacher Abstufung mit einer Schönheit, welche selbst das tiefste Leid noch verklärt, verleiht diesem edlen Werke eine der höchsten Stellen unter den Schöpfungen der christlichen Kunst.

Das letzte Bild, an welches Raffael die Hand gelegt, ist die weltberühmte „Transfiguration“ oder Verklärung Christi auf Tabor in der Gallerie des Vatikans.

Wir stehen am Ende des Lebens und Wirkens eines der größten Menschen und blicken mit Ehrfurcht auf einen Entwicklungsgang zurück, wie ihn das Dasein keines andern Künstlers bietet. Nie stand er auf dem Wege still, nie ruhte er müßig auf dem Erworbenen, unablässig zu lernen und seine Formwelt und Technik zu vollenden, war sein Ziel und Streben; deshalb gibt es in seinem ganzen Schaffen keinen Moment, wo das Bewonnene zur konventionellen Formel erstarrte. Unermüdetlich schöpfte er aus dem ewig frischen Jungbrunnen der Natur, so daß wir von keinem anderen Meister einen solchen Reichtum von Studienblättern aufzuweisen haben. Dazu kommt seine nicht geringe Bedeutung als Architekt und in den letzten Lebensjahren jener große durch Leo X. angeregte Plan einer künstlerisch-archäologischen Restauration des antiken Rom. Ein Zeitgenosse erzählt in einem Briefe, daß Raffael einen achtzigjährigen Gelehrten, der in großer Armut lebte, in sein Haus aufgenommen habe, damit dieser ihm den Vitruv*) ins Italienische überseze. Nachdem der Briefsteller den Maler und Architekten Raffael aufs Höchste gepriesen und seine Herzensgüte und Liebenswürdigkeit hervorgehoben, schildert er seine Arbeiten bei der Ausgrabung und Rekonstruktion des alten Rom, durch welche er den Papst und alle Römer so zur Bewunderung hingerissen habe, daß ihn fast alle Menschen wie einen Gott ansähen, der vom Himmel herabgeschickt sei, um die ewige Stadt in der alten Majestät wieder herzustellen.

Wir begreifen leicht, daß ein zarter Organismus, wie der Raffaels, durch seine ins Unglaubliche gesteigerte Tätigkeit vor der Zeit aufgerieben werden mußte. Lästerungen zischelten später, daß Ausschweifungen in der Liebe Raffaels Leben untergraben hätten. Ein hitziges Fieber ergriff ihn im Frühling 1520 und brachte ihm nach acht Tagen den Tod. Er starb am Charfreitag (6. April), am selben Feiertag, an dem er vor sieben- unddreißig Jahren das Licht der Welt erblickte.

*) Römischer Architekt aus der Zeit des Kaisers Augustus, der ein Werk über die Baukunst verfaßte.

Im Fegefeuer.

Humoristische Erzählung von B. Rudolf.

Seit achtzehn Stunden war ich einer der glücklichsten Menschen unter der Sonne; und einer der stolzesten, selbstbewußtesten. Ich hatte auch alle Ursache dazu.

Gestern Nachmittag fünf Uhr hatte das letzte Stündlein meines philologischen Staatsexamens — Oberlehrerexamen wirds bei uns genannt — geschlagen, und ich trug als Preis meiner löblichen Leistungen die *facultas docendi* für Prima, zu deutsch: die Berechtigung, in der obersten Klasse unserer Gymnasien zu lehren, von dannen. Damit war der Gipfel meiner Wünsche erklimmt, und es konnte nun — nach menschlicher Berechnung — fortan im Leben nur ganz vortrefflich gehen.

Bereits sah ich mich auf dem Kateder der Prima mit denkbar würdevollster Miene — etwa so: die Mundwinkel sanft heruntergezogen, die Augen — im Nachsinnen — halb geschlossen, die linke Hand am Knie, während die Rechte den aufgeschlagenen Tacitus hält — dozieren, die braven Jünglinge

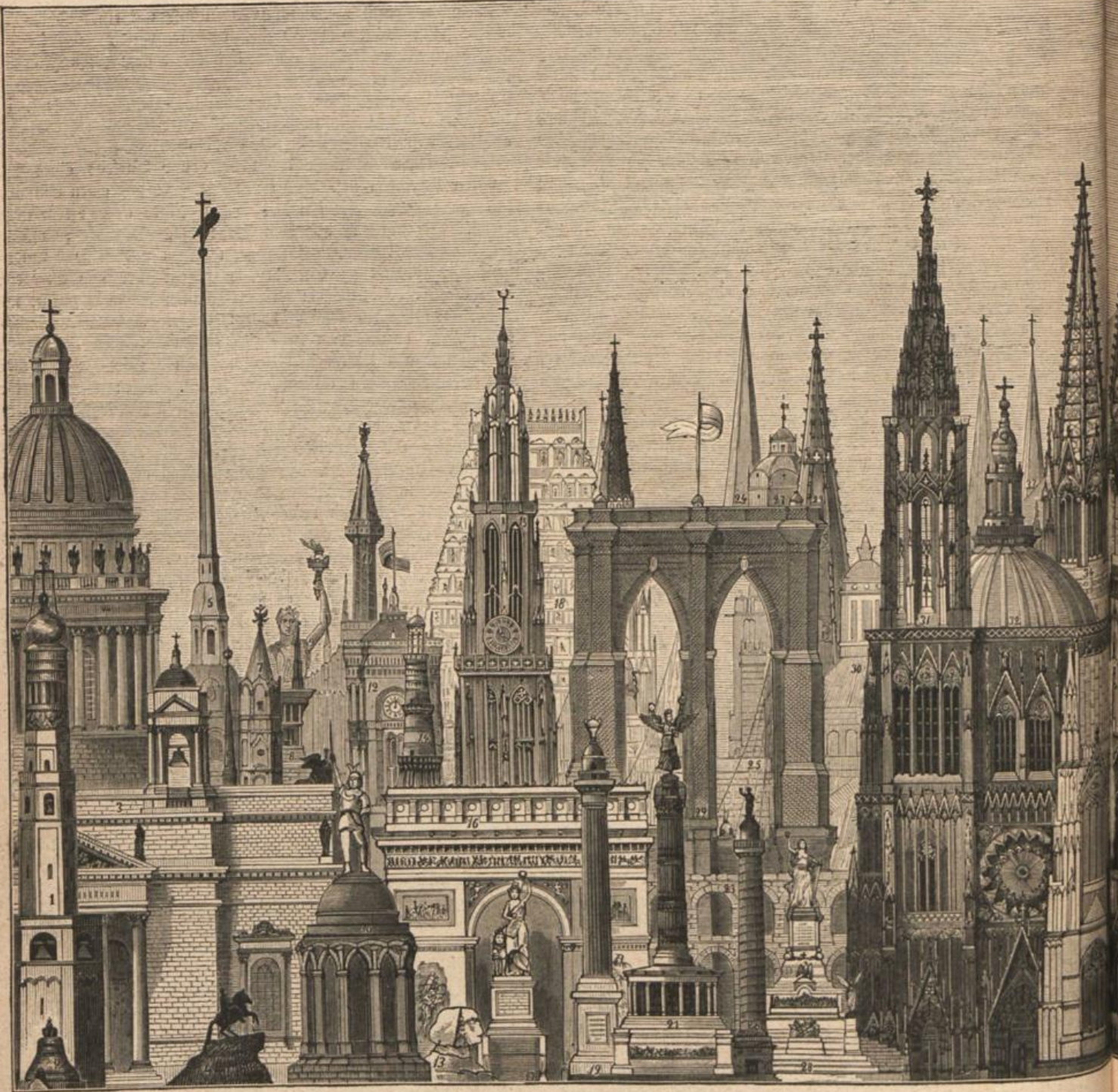
meiner Musterklasse zu ihrem allbeliebten Direktor ehrfurchtsvoll hinauslaufend, — ja, gewiß, so mußte es kommen, — freilich mit den Jahren, — Gymnasialdirektor wird man nicht im Fluge, — aber man wird es, wenn man ein tüchtiger, energisch strebsamer, unermüdetlich pflichtgetreuer Philologe und Pädagoge ist, und das will und werde ich sein!

So sprach ich zu mir selbst und stieß zur Bekräftigung dieses felsenfesten Vorsazes meinen starken Rohrstock mit der großen schönen Elfenbeintrüde, — ein Erbstück meines vor wenigen Jahren dahingeshiedenen Vaters — auf den Boden.

„Himmeldonnerwetter, Herr, nun wird mir's aber zu arg. Das war mein Hühnerauge, — Sie soll ja gleich der Teufel holen.“

Erschrocken schaute ich meinem Gegenüber in das zornrote Gesicht.

„Verzeihen Sie gütigst,“ stotterte ich verlegen, „ich hatte gewiß nicht die Absicht —“



- 1) Turm Iwan des Großen in Moskau, 99,4 M.
- 2) Kaiserglocke in Moskau, 5,3 M.
- 3) Staat-Kathedrale in St. Petersburg, 118,3 M.
(ohne Kreuz).
- 4) Denkmal Peter I. in St. Petersburg, 13,8 M.
- 5) Peter-Paul-Kathedrale in St. Petersburg, 138,4 M.
- 6) Spitze der Admiraltät in St. Petersburg, 61,7 M.
- 7) Sucharew-Turm in Moskau, 74,5 M.
- 8) Britannia-Brücke bei Vangor, 63 M.
- 9) Figur der „Freiheit“ bei New-York, 86 M.

- 10) Hermann-Denkmal bei Detmold, 56 M.
- 11) Dom zu Mailand, 109 M.
- 12) Rathaus zu Berlin, 88 M.
- 13) Sphinx bei Gizah, 12,5 M.
- 14) Kutab-Minar bei Delhi, 75 M.
- 15) Kathedrale zu Antwerpen, 123 M.
- 16) Triumphbogen zu Paris, 47,7 M.
- 17) Bavaria zu München, 30,5 M.
- 18) Pagode zu Dschaggernath, 110 M.

- 19) Feuerkühe zu London, 59 M.
- 20) Kathedrale zu Chartres, 115 M.
- 21) Siegessäule zu Berlin, 61,12 M.
- 22) East-River-Brücke in New-York, 90 M.
- 23) Aquädukt bei Segovia, 33 M.
- 24) Petrikirche zu Rostock, 126 M.
- 25) Aquädukt bei Alcantara, 69 M.
- 26) Trajanssäule zu Rom, 46 M.
- 27) Elisabethkirche zu Breslau, 108,03 M.

- 28) Denkmal ...
- 29) Kathedrale ...
- 30) Römische ...
- 31) Münster ...
- 32) Bank ...
- 33) Dom zu ...
- 34) Nikolait ...
- 35) Kathedrale ...
- 36) Pyramide ...

und Bauwerke der Welt.



35) ... 89,7 M.
 36) ... 122 M.
 37) ... 143 M.
 38) ... 143 M.
 39) ... 111,3 M.
 40) ... 144,2 M.
 41) ... 14 M.
 42) ... 13 M.

37) Kathedrale zu Rouen, 149 M.
 38) Dom zu Köln, 156 M.
 39) Pyramide d. Cheops, 137 M.
 40) Michaeliskirche zu Hamburg, 136,5 M.
 41) Stephansdom zu Wien, 137 M.
 42) Martinskirche zu Landsküt, 132,5 M.
 43) Petersdom zu Rom, 138,7 M.
 44) Giraldukirche zu Sevilla, 111,5 M.
 45) Martenkirche zu Lübeck, 123,4 M.

46) Münster zu Freiburg i. B., 125 M.
 47) Kirche St. Maria di Fiore zu Florenz, 108,2 M.
 48) Dom zu Magdeburg, 108,6 M.
 49) Münster zu Ulm, 82,2 M.
 50) Brandenburger Tor zu Berlin, 26 M.
 51) Alexandersäule zu St. Petersburg, 50,2 M.
 52) Invalidendom zu Paris, 105 M.
 53) Obelisk von Luxor zu Paris, 22,5 M.
 54) Turm zu Pisa, 57 M.

55) Rathaus zu Brüssel, 108 M.
 56) Julssäule in Paris, 44 M.
 57) Pantheon zu Rom, Kuppeldurchmesser 40,8 M.
 58) Herkulessäule bei Cassel, 98,8 M.
 59) Vendôme säule in Paris, 50,2 M.
 60) Notre-Damekirche in Paris, 65 M.
 61) Garisendaturm zu Bologna, 83 M.
 62) Göllyshthal-Biadutt in Sachsen, 87,2 M.
 63) Obelisk vom Lateranplatz zu Rom, 29 M.

„Das fehlte auch bloß noch, daß Sie die Absicht hätten, meine Hühneraugen mit Ihrem dicken Prügel zu bearbeiten, Herr,“ setzte der Ergrimmte seine wutschnauende Philippika fort. „Aber mir ist das ganz egal, ob mir einer mit oder ohne Absicht so verfluchte Schmerzen verursacht, — sehen Sie sich vor, sage ich Ihnen, und träumen Sie nicht mit offenen Augen, — es wurde mir ohnehin schon zu toll, dieses Herumagieren mit den Händen und das Gesichtserschneiden dazu, — in Ihren vier Pfählen können Sie sich ja geberden, wie Sie wollen, aber hier auf der Eisenbahn können Sie sich doch denken, daß Sie andere Menschen — vernünftige Menschen wenigstens — mit solcher Narretei geniren, merken Sie sich das!“

Da hatt' ichs nun. Würdevoll wie ein Gymnasialdirektor sah ich in diesem fatalen Augenblicke ganz gewiß nicht aus. Zu meiner allergrößten Beschämung mußte ich auch noch gewahr werden, daß die übrigen Insassen des Coupés dritter Wagenklasse, in dem ich mich befand, meinem Rencontre mit dem verzweifelt derben Herrn, — ein wohlhabender Bierbrauer oder Bädermeister mochte er wohl sein — ihre Aufmerksamkeit keineswegs verlagten.

Die dicke Frau schrägüber in der Wagenecke tupfte sich mit ihrem dreifach bevingten Zeigefinger an die Stirn, — sie hielt mich also wahrscheinlich für übergeschnappt, — das junge, recht hübsche Mädchen ihr zur Seite sah mich an und preßte sich ihr weißes Taschentuch vor den Mund, um nicht laut aufzulachen, der vierte der Coupégenossen endlich — wie mir schien, ein alter mißvergünstigter Subalternbeamter, — brummte vor sich hin:

„So ein junger Lasse lebt eben immer in irgend einem Wolfenkuflukshaus und rennt mit der Nase Fensterscheiben ein — die Erziehung taugt nichts — außs Praktische werden die Herrchen nicht abgerichtet — —“

Das alles kränkte mich gewaltig, doch was tun? Gute Miene zum bösen Spiel machen, um dem unangenehmen Zwischenfall womöglich eine einigermaßen günstige Wendung zu geben.

Ich raffte mich also kräftig zusammen und sagte möglichst artig und würdevoll:

„Ich bitte nochmals um Verzeihung. Nach den Aufregungen eines langwierigen und schwierigen gelehrten Examens trete ich zuhause eine Erholungsreise ein, — ich muß mich nun erst wieder in das praktische Leben hineinfinden, nachdem ich jahrelang aus den vier Wänden meiner Studirstube nicht herausgetommen bin.“

Meine Worte machten sichtlich keinen üblen Eindruck. Der Herr mit den Hühneraugen sagte etwas freundlicher:

„Na, da sehen Sie sich jetzt also vor — —“

Die dicke Dame sah mir prüfend in die Augen, — am Ende ist er doch nicht ganz verrückt, mochte sie denken. Das junge Mädchen lachte nicht und schielte nur noch zu mir herüber, — mit einigem Wohlgefallen, so schmeichelte ich mir, — nur der mißvergünstigte Beamte brummte wieder:

„Gelehrtes Examen — lächerlich — damit lockt man keinen Hund vom Ofen —“

Ich legte mich ruhig an die hochragende hölzerne Sitzlehne zurück und verhielt mich bis ans Ende der Fahrt regungslos wie eine Bildsäule, nur zu dem jungen Mädchen schielte ich dann und wann hinüber und begegnete recht oft ihrem verstohlenen freundschaftlichen Blicke.

„Halteplatz Gafelsdorf!“ tönte die Stimme des Eisenbahnhaffners, als der Zug plötzlich anhält. Das war mein nächstes Ziel. Mit höflichem Gruße an alle Mitreisenden, mit Ausnahme des Mißvergünstigten, der mich allzuschwer beleidigt hatte, tieg ich aus.

Wein hühneraugengeplagtes vis-à-vis atmete beruhigt auf und streckte die Füße, die er bislang ängstlich unter seinen Sitzplatz gezogen hatte, behaglich weit von sich. Aus den Augen des jungen Mädchens schien mir lebhaftes Bedauern zu sprechen, — und offen gestanden, mir tat's auch leid, daß ich aussteigen mußte, vielleicht winkte mir ein kleines interessantes Abenteuer, — das erste, das mir begegnet wäre, — bis dato war mir alles Abenteuerliche und Außergewöhnliche und, was die Liebe

anbetrifft, sogar die allergewöhnlichste sorgfältig aus dem Wege gegangen.

Wahrscheinlich lag das an mir, — wenn man die Nase immer und immer in die Bücher steckt, rauscht der Strom des Lebens an einem vorüber, ohne daß man etwas davon merkt oder profitirt.

„S'ist schon wahr,“ redete ich jetzt wieder zu mir selbst, „trotz meiner dreiundzwanzig Jahre bin ich ein Bücherwurm, der zwar gar manches gelernt, aber noch garnichts rechtes erlebt hat.“

Ich warf den Trageriem meiner ziemlich umfangreichen Reisetasche über die Schulter und schritt rasch von dem kleinen Stationshäuschen hinweg auf die Landstraße hinaus.

„Das wird und muß zunächst doch etwas anders werden,“ setzte ich mein Selbstgespräch fort. „Ein paar Monate wollen wir jetzt leben und nichts als leben, genießen und womöglich lieben auch.“ —

Es war ein prächtiger Sommertag, dessen Nachmittag mich auf der nach mildem Regen ziemlich staubfreien Straße auf Wald und Gebirg zuschreiten sah. Noch etwa zweihundert Schritt — dann umging mich düstiger Tannenwald. Ein Bächlein sprudelte mir daraus entgegen, laute Stimmen fröhlicher Menschen schlugen an mein Ohr: wenige Schritte vom Wege seitwärts im Tannendunkel verborgen stand ein Haus — offenbar ein Wirtshaus, vor dem auf schmucklosen Holzbänken ein paar Gesellschaften von Spaziergängern saßen und schäumendem Biere munter zusprachen.

Da mußte auch ich einkehren. — Rasch hintereinander trank ich zwei Glas Bier; die beiden Gesellschaften nahmen von mir keine Notiz, so zechte ich denn auf eigene Faust und ließ die Majestät des Waldes und das trauliche Plätschern des Bächleins erhebend und erheitend auf mich einwirken. Eben griff ich nach dem Portemonnaie, um zu zahlen, da setzte die dralle Dienstmagd, ohne mich zu fragen, einen frischen Schoppen vor mich hin.

Drei Glas rasch hintereinander war für mich, der ich mich studentischen Bechgelagen stets nur als ein solides Kameel ferngehalten habe — Kameel nennen unsere Farbenstudenten alle diejenigen Kommilitonen, welche keiner Verbindung beitreten — etwas viel.

Aber der Mensch denkt und die Kellnerin lenkt. Ich konnte doch unmöglich sagen: „Entschuldigen Sie, das dritte Glas vertrage ich am Ende nicht.“ Das wäre ja erschrecklich blamabel gewesen. Deshalb zahlte ich zwar sofort, um nicht etwa noch ein Glas aufstrotzirt zu erhalten, trank aber dann tapfer auf einen Zug das große Glas halb leer.

Eine Viertelstunde später befand ich mich wieder auf dem Wege waldein. Der Tag begann sich zu neigen, — da tat Eile not. Denn ich konnte unmöglich bei nachtschlafender Zeit in das Haus meines alten lieben Schul- und Universitätsfreundes Heinrich von Klinger, woselbst ich außer ihm, dem ältesten Sohne der Familie, bislang keine persönlichen Bekannten hatte, eindrengen.

Klinger hatte Jura studirt und, während ich acht Semester brauchte, um meine mannichfaltigen philologischen und pädagogischen Studien zu einem glanzvollen Examen zu führen, schon nach sechs Semestern sein erstes Staatsexamen abgelegt. Darauf war er als Referendar in ein Landstädtchen versetzt worden und wir hatten uns nicht mehr gesehen, dafür aber eifrigst miteinander korrespondirt.

Als ich ihm schrieb, ich würde mein Examen demnächst wohl glückgekrönt hinter mir haben, lud er mich ein, auf dem Gute seines Vaters in Gemeinschaft mit ihm einen Monat der Erholung zu widmen.

Das war mir umsomehr willkommen gewesen, als ich zwar mit vielen Hoffnungen, aber nur sehr wenig Geld gesegnet war, und die Kosten einer größeren Reise oder einen längeren Landesaufenthalt aus eigenen Mitteln nicht hätte bestreiten können.

So zog ich denn nun ein in Neuendorf, fröhlich und guter Dinge, wenn auch ein klein wenig bellommen ob der Ungewißheit, wie mich die mir unbekannt reiche und für meine bürgerlichen Begriffe vornehme Familie wohl aufnehmen würde.

„Dort ist's Herrschaftshaus,“ sagte mir ein Bauer, den ich nach der Wohnung der Familie von Klinger gefragt hatte, indem er mit seiner kurzen Tabakspfeife auf ein stattliches Gebäude mit grünen Jalousien und einem wohlgepflegten und geräumigen Vorgarten hinwies.

Also dort!

Ich schritt mutig darauf zu und läutete an der Torglocke. Ein Fenster im Parterregechoß tat sich auf und zwei allerliebste Kinderköpfe kamen zum Vorschein.

„Das ist nicht die Tante Betti,“ rief das eine der Kinder. „Oder ist sie's doch?“

„Aber Fritz,“ sagte das andere in belehrendem Tone, „du siehst ja, das ist ein Herr und die Tante Betti ist doch kein Herr.“

„Richtig,“ rief der kleine Fritz. „Das ist ein Herr, und der kommt wahrscheinlich aus der Schule, — er hat gerade so eine Schultasche, wie Müllers Gottfried, — wenn der die dem Gottfried nur nicht etwa gestohlen hat.“

Ich mußte hell auflachen.

„Nein, lieber Fritz,“ rief ich. „Da kannst du dich darauf verlassen, die Tasche habe ich dem Gottfried nicht gestohlen, — ich bin überhaupt kein Mensch, von dem man etwas dergleichen zu fürchten hat, — ich bin der beste Freund von Heinrich von Klinger und heiße Rudolf.“

„Von Heinrich, — von unserm Heinrich ist der Herr der beste Freund, — ach, nun weiß ich —“, rief das ältere der Kinder, ein blondlockiges bildhübsches Mädchen, — „da kommen Sie am Ende gar zum Besuch zu uns?“

„Besuch — das wäre aber hübsch!“ rief der kleine Fritz, und klatschte lustig in die Hände.

„So ist es,“ bestätigte ich, von diesem so ungewohnten Kinderempfang herzlich belustigt. „Heinrich ist doch zuhause, nicht wahr?“

In diesem Momente ward auch die Haustür geöffnet und ein alter Diener sah mich forschend an.

„Es ist niemand von den Herrschaften zuhause,“ sagte er. Das war eine verblüffende Kunde.

„Ich heiße Rudolf, bin Kandidat des höhern Lehramts und Freund des Herrn Referendar Heinrich von Klinger, der mich zu einem Besuche auf dem Gute seines Herrn Vaters, jedenfalls im Einverständnisse mit demselben eingeladen hat.“

„Ach, das ist etwas anderes — da treten Sie nur näher, junger Herr. Zuhause ist freilich heute weder der gnädige Herr Major — Heinrichs Vater war Major a. D. — „noch die Gnädige und der Herr Referendar; sie sind zu einem Hochzeitsfest in einer sieben Meilen entfernten Stadt, kommen aber wahrscheinlich morgen Abend schon heim.“

„Erst morgen Abend — nun, da ist es am besten, ich bleibe solange im Gasthause hier im Dorfe.“

„Das wäre eine schöne Geschichte, junger Herr,“ entgegnete kopfschüttelnd der Diener. „Nein, nein, treten Sie nur gefälligst ein; die Herrschaften haben Sie erwartet, — das weiß ich, — aber erst ein paar Tage später, — das tut aber garnichts, — ein Zimmer ist sogleich hergerichtet und besser, viel besser als da unten im Wirtshause haben Sie's bei uns immer.“

Indessen zeigte sich auch freundlich lächelnd das blondlockige Mädchen an der Tür und der etwa sechsjährige Fritz drückte sich bei dem Diener vorbei und sprang an mich heran.

„Kommen Sie nur, Herr Rudolf. Da unser großer Heinrich nicht da ist, kommen Sie zu mir zum Besuch. Sie können mit mir Pferdchen spielen und Fangen und Räuber und Wanderer, und wenn Sie gut sind, muß Ihnen das Fräulein einen Bonbon geben.“

„Wenn ich das weiß, da bleibe ich freilich,“ lachte ich.

„Mein Freund Heinrich wird wahrscheinlich meinen letzten Brief noch nicht bekommen haben —“

„Gestern morgen — kurz nachdem die Herrschaften fort waren, kam ein Brief an den Herrn Referendar, der liegt noch unerbrochen da —“

„Nun, da ist ja alles erklärt, — wenn Sie also meinen,

daß es mir der Herr Major und die Frau Majorin nicht übel nehmen, wenn ich in ihrer Abwesenheit mich hier einquartieren lasse, so wage ich's.“

„Der Herr Major würde sehr ungehalten auf mich sein, wenn ich Sie wieder fortließe, junger Herr,“ — damit geleitete mich der Alte in das elegant ausgestattete Haus hinein und zwei teppichbelegte Treppen hinauf.

Das blonde Mädchen blieb drunten zurück, Fritz aber hatte mich an die Hand genommen und war schon völlig vertraut mit mir.

„Du bist doch auch mein Onkel?“ fragte er beim Treppenhinaufsteigen.

„Gewiß!“

„Hast du da drin auch so eine große Schiefertafel wie Müllers Gottfried —“

Ich wollte antworten, aber schon drängten zwei weitere Fragen die noch unbeantwortete erste.

„Hast du auch einen so großen Schwamm oder spuckst du auf die Tafel und wischst du mit den Fingern drauf 'rum?“

„Fritzchen, rede doch nicht solchen Unsinn,“ ermahnte der Alte, „der Herr ist ein Lehrer, aber kein Schuljunge.“

„Der wär'n Lehrer,“ lachte Fritz, „der Onkel hat ja noch nicht mal einen Bart und auch noch keine Brille.“

Jetzt packte mich der tolle Fritz bei meiner schwächsten Seite. Ich hatte einen Bart, aber einen leider noch wenig entwickelten, und hätte doch gern einen möglichst stattlichen gehabt. Indessen hatte ich mir vorgenommen, meinen Humor sobald nicht wieder zu verlieren.

„Fritzchen, du tust deinem Onkel unrecht,“ rief ich deshalb lustig. „Morgen beim hellen Sonnenlicht wirst du meinen Bart schon sehen, und wenn ich auch keine Brille trage und brauche, so habe ich doch einen Zwickel, um besser in die Ferne zu sehen — —“

Dem Kleinen schien meine Versicherung nicht sehr zu imponieren.

„Ach Gott,“ replizierte er, „zwickel kann ich auch, — sieh mal so — —“ dabei zwickte er mich richtig mit aller Kraft seiner kleinen Finger ins Bein.

„Fritzchen, du wirst doch deinem Onkel nicht weh tun!“ sagte ich und nahm ihn bei der Hand.

Nun waren wir im zweiten Stockwerk angelangt. Der Diener öffnete eine Tür und sprach:

„Hier nebenan hat der Herr Referendar seine beiden Zimmer. Das blaue Zimmer hier mit der Aussicht nach dem Parke ist für Sie bestimmt, Herr Kandidat. Wenn Sie sich etwas erfrischen oder umkleiden wollen oder auch vielleicht ein wenig ausruhen, so tun Sie es nur, frisches Wasser bringe ich sogleich, — dann gehen Sie vielleicht noch ein Stündchen im Garten spazieren und währenddem lasse ich Ihr Bett zurechtmachen. Unten auf der Veranda finden Sie dann ein Glas Wein und etwas kalte Küche. Wenn Sie wünschen, kann ich's Ihnen aber auch sofort hierherauf bringen.“

„Nein, meinen Dank, lieber Bitte, sagen Sie mir, wie ich Sie nennen soll —“

„Ich bin der alte Franz.“

„Also, ich danke, lieber Herr Franz, ich wasche mich rasch und säubere etwas meine Kleidung und dann begeben wir uns mit großem Vergnügen in den Park.“

„Sehr wohl,“ sagte der alte Franz. „Komm, Fritzchen.“

Fritzchen hatte keine Lust.

„Das ist mein Onkel Rudolf,“ sagte er, „und der wäscht sich jetzt und da will ich sehen, ob er sich auch die Ohren wäscht und ob ihm das so weh tut wie mir.“

„Was so ein Kind doch für dummes Zeug redet,“ brummte Franz unwillig. „Es hilft alles nichts, Fritzchen, du triffst den Herrn Kandidaten dann wieder unten auf der Veranda.“

„Ja, ja, Fritzchen, in einer Viertelstunde sehen wir uns auf der Veranda.“

„Ach geh nur, Onkel, du bist auch so garstig und schickst mich fort. Warte nur, jetzt schicke ich dir die Berta, die muß dir die Ohren gerade so derb waschen, wie mir.“

Damit trampelte der kleine Mann ärgerlich die Treppe hinunter.

Ich aber wusch und kämte mich fein säuberlich auch ohne die mir vorläufig noch gänzlich unbekanntes Verta, und war in einer Viertelstunde wirklich schon auf der Veranda.

Und kaum war ich hier, so stürzte auch der kleine Fritz auf mich ein.

„Onkel, da bist du ja. Na, du bist doch ein guter Kerl, Onkel. Nun will ich aber auch den ganzen Abend und morgen den ganzen Tag bei dir bleiben. Denke dir nur, das Fräulein ist krank, Hyäne hat sie —, ach wie freue ich mich über die Hyäne, denn wenn das Fräulein krank ist, springe ich herum, wie ich will, und du springst mit mir, — nicht wahr, guter, lieber Onkel Rudolf?“

In diesem Augenblicke trat auch das blondlockige Mädchen auf die Veranda.

„Sehen Sie nur, lieber Herr Rudolf, wie der Fritz garstig ist. Unser armes gutes Fräulein hat so furchtbare Kopfschmerzen —“

„Ach was Kopfschmerzen, — Hyäne hat sie, Ella, du hast ja selbst gesagt, und eine Hyäne ist ein garstiges Tier und das Fräulein ist auch garstig, — ich sage dir, Onkel, so garstig, und die hat einen Bart, dafür ist sie auch unser Schullehrer.“

Das Fräulein mit der Hyäne war die Gouvernante von Ella und Fritz, die häufig — wie ich von dem mit Wein und Speisen herbeikomenden Diener Franz erfuhr — von arger Migräne geplagt war.

(Fortsetzung folgt.)

Stoffwechsel beim neugeborenen Kinde.

Wenn die Lebensvorgänge des neugeborenen Kindes bezüglich des ihm eigentümlichen Umsatzes der Stoffe weniger gekannt sind, als manche Eigentümlichkeit des Erwachsenen von weit geringerem Werte und geringerer Bedeutung, so liegt dies wesentlich darin, daß von denjenigen Forschungen, welche sich vorzugsweise mit der Aufklärung der Erscheinungen am lebenden Organismus beschäftigen, den Physiologen in ihrem Laboratorium die Beobachtung neugeborener Kinder nicht zugänglich ist und die Herbeischaffung des Materials aus den Entbindungsschulen mit einem solchen Aufwand an Zeit, Kraft und Mühe verbunden sein würde, daß es dem Physiologen selbst dann kaum gelänge, das nötige Beobachtungsmaterial zu erhalten, wenn er von jeder anderen Arbeit absähe und nur dieser einen Frage sich andauernd widmen wollte. Daß dies bei ihrer Verpflichtung zu Universitätsvorträgen und zur Vorbereitung der bei ihnen notwendigen Experimente nicht wohl ausführbar ist, liegt auf der Hand. Den Ärzten dagegen, welche imstande wären, in der Praxis und in der Entbindungsschule größere Mengen neugeborener Kinder zu beobachten, fehlt es nicht minder an der nötigen Ruhe und Zeit; vor allen Dingen aber an dem technischen Apparate, an der Uebung im Gebrauch desselben, welche beide die Arbeitsräume des Physiologen gewähren und auch an der dem letzteren eigenen Vorbildung. Das Gebiet der verschiedenen medizinischen Wissenschaften ist heutzutage ein so ausgedehntes und die Anforderungen an den einzelnen Arbeiter sind so hochgestellt, daß es eben zu den Unmöglichkeiten gehört, auf zwei von einander so wesentlich abweichenden Abteilungen gleichzeitig zu arbeiten, zu eigener und zu anderer Befriedigung. Den jüngeren, noch nicht so in Anspruch genommenen Kräften ist dies eher möglich und so war es ein glücklicher Gedanke, daß der Sekundärarzt an der Universitäts-Frauenklinik zu Berlin, Dr. med. Hofmaier, seine Tätigkeit dem Stoffwechsel des Neugeborenen zuwendete. (Virchows Archiv 1882. Band 89, Heft 3.) Er untersuchte gleich seinen Vorgängern (Martin und Ruge: Zeitschr. f. Geburtsh. und Frauenkr. Stuttgart 1878) den Urin des Neugeborenen, als das am meisten noch zugängliche Untersuchungsobjekt und verglich ihn mit der Urinabsonderung des Erwachsenen, bezüglich der abgeforderten Stoffe.

Die Menge des Harnstoffes war am größten am vierten Tage nach der Geburt, so daß sie mehr als das Vierfache des ersten Tages und fast das Doppelte von der des achten und neunten Tages beträgt. Es tritt hier auf das Deutlichste zu Tage, daß die Oxydation resp. Spaltung der Eiweißstoffe im neugeborenen Organismus am dritten, vierten Tage einen gewissen Höhepunkt erreicht, von dem sie in den folgenden Tagen wieder absinkt. — Die Harnsäure ist schwieriger zu bestimmen wegen der an sich sehr geringen Menge des Urin, welcher von neugeborenen Kindern gelassen wird, während zugleich das Aufjagen des Urins große Schwierigkeiten bietet und nicht ohne Verlust sich durchführen läßt. Es scheint, daß die Menge der Harnsäure ebenfalls gegen den fünften Tag am bedeutendsten

ist. — Eiweißgehalt, eines der auffallendsten Vorkommnisse im Harn des Neugeborenen, wird gleichzeitig mit der Harnsäure gesteigert gefunden. Einmal war er schon unmittelbar nach der Geburt vorhanden. Er rührt von dem bedeutenden Blutreichtum der Nieren her, welcher sich unter gewissen Verhältnissen bis zur Entzündung steigern kann. — Phosphorsäure und Schwefelsäure zeigten sich sehr verschieden. Daß das gegenseitige Verhältnis der Phosphorsäure und des Harnstoffes ein verschiedenes sei, je nachdem erregende oder herabsetzende Mittel einwirken, ist durch Experimente erwiesen. Die (absolute) Menge der Phosphorsäure ließ erhebliche Schwankungen beobachten, woraus Hofmaier den Schluß zieht: „daß sich im ganzen Nervensystem des Kindes, etwa in den ersten Tagen, eine ungewöhnliche Tätigkeit geltend macht,“ — „und daß diese Tätigkeit außer etwa dem motorischen Nervensystem ganz ausschließlich das gesammte vegetative betrifft“ — braucht kaum noch hervorgehoben zu werden.

Bekanntlich erleiden Neugeborene unmittelbar nach der Geburt eine nicht unerhebliche Gewichtsabnahme. Sie beträgt bei 34 beobachteten Kindern bei einem Anfangsgewichte von 3305 Gramm, nicht weniger als 252 Gramm oder 7,59 des Anfangsgewichtes. Die größte Gewichtsabnahme fällt in den Beginn des dritten Tages.

Bei so außerordentlichen Unterschieden wird es uns nicht wundern, daß die Urinmenge sich ebenfalls stetig vermehrt. Die sämtlichen übrigen parallel laufenden Erscheinungen der Gewichtsabnahme und das Ansteigen der Ausscheidungen der Stickstoffoxydationsprodukte stellen uns nun nichts anderes vor, als den Ausdruck der Revolution, die sich während der ersten Tage in dem neugeborenen Organismus vollzieht.

Einer „Revolution“ ohne Gleichen während des gesammten Lebens, der überhaupt nur noch inbezug auf ihre Wichtigkeit für das Dasein des Organismus die Zeugung und der Tod etwa ähneln. Die sämtlichen vegetativen Funktionen, welche wie z. B. Atmung und Ernährung, der mütterliche Organismus übernommen hatte, werden mit einem Schlage dem Kinde allein übertragen; dazu kommt vor allem noch mit der Ausstoßung aus der Körperwärme in das um mindestens 20 Prozent kältere Medium der Luft die notwendige Produktionssteigerung der Eigenwärme, die eine ganz außerordentliche sein muß. Denn daß die Körpertemperatur des Neugeborenen nach der Geburt nur um ein Weniges sinkt, durch eigene Wärmebildung der Organismus sich also auf der früheren Höhe behauptet, hat Fehling durch Messungen hinreichend bewiesen. (Virchows Archiv, Physiologie des Kindesalters, Seite 143.) Außer der Uebernahme dieser ihm ganz neuen und so ganz außerordentlichen Aufgabe, hat der Organismus nur noch eine Steigerung sämtlicher bereits im Uterus ausgeübten Funktionen zu bestreiten. Und anstatt als Gegenleistung für diese ungeheuerliche Arbeitsleistung eine reichliche und leicht aufnehmbare Nahrung zu erhalten, wird ihm eine in Qualität und Quantität gleich ungenügende

Muttermilch geboten. Da nun der neugeborene Organismus nicht imstande ist, die zu leistende Arbeit zu beschränken, durch die Nahrung aber keinen Ersatz bekommt, so muß er auf eigene Kosten leben. Es geschieht also, was in jedem hungernden Organismus geschieht: es werden Bestandteile des eigenen Kör-

pers verbraucht und wesentlich verbrannt. Die äußere Folge ist Gewichtsabnahme und sollte nach den Lehren der Physiologie in bezug auf Harnstoff eine Verminderung seiner Menge sein. Statt dessen sehen wir bis zum vierten Tage eine ungeheure Vermehrung, was eben dafür zeugt, mit welcher Elementar-



Amazonengruppe. (Seite 443.)

gewalt diese Oxydationsvorgänge über den widerstandsunfähigen Organismus hereinbrechen.

Es würde nach dieser einfachen Erwägung sich die Gewichtsabnahme sowohl, als die außerordentliche Steigerung der Harnstoffausscheidung als Ausdruck der Uebernahme aller dieser neuen Verrichtungen seitens des neugeborenen Organismus ungezwungen erklären.

Unerklärt bleibt hier, weshalb am dritten oder vierten Tage

eine so viel bedeutendere Menge Ausscheidung des Harnstoffes stattfindet als am ersten. Entweder wird in den stürmisch vor sich gehenden Lebensverrichtungen des ersten Tages nach der Geburt mehr Eiweiß verbraucht, als wirklich zur Bestreitung des Haushaltes im Organismus nötig ist, und dann würden mehrere Tage verstreichen müssen, um das Gleichgewicht herzustellen, — oder es wäre ferner möglich, daß gewisse Eiweißstoffe im neugeborenen Organismus leichter dem Verbrauche

durch Oxydation und Spaltung unterliegen, als die mit der Nahrung eingeführten. Dann würde so lange Harnstoff in erhöhter Menge ausgeschieden werden, als das Kind nicht genügend Eiweißstoff aus der Nahrung in sich aufnimmt. Hofmaier hält diese Auffassung für die richtige und neigt sich zu der Erläuterung, daß während der ersten Lebensstage besonders viel sogenanntes Zirkulations-eiweiß verbraucht wird.

Wichtig ist der Umstand, daß, so lange oder sobald die Kosten der Erhaltung des Lebens ausschließlich von dem neugeborenen Organismus selber bestritten werden müssen, der Verbrauch an Eiweißstoffen (soweit wir aus dem Oxydationsprodukt darauf schließen können) ein verhältnismäßig sehr viel stärkerer ist, als wenn die zugeführte Nahrung verbraucht wird. Eine Erfahrung, die mit den Lehren der Physiologie für den erwachsenen Organismus in einem ausgesprochenen Gegensatz steht. —

Die von mehreren Seiten aufgefundenen und bestätigten Tatsache, daß gewisse, dem mütterlichen Stoffwechsel übermittelte Medikamente in kürzerer oder längerer Zeit im Kinde wieder erscheinen, läßt die Frage aufstellen, welchen Einfluß diese der Mutter vor oder während der Entbindung beigebrachten Medikamente auf das Kind im Mutterleibe ausüben — und besonders wie das bei der Niederkunft im Interesse der Mutter verabreichte Chloroform wirken möge? — Von 22 Kindern, deren Mütter während der Geburt chloroformirt wurden, war kein einziges frei von Icterus (Gelbsucht) geblieben und zwar waren 16 stark, 6 mäßig icterisch. — während von 13 unter normalen Verhältnissen, also ohne Chloroformanwendung geborenen Kindern nur 4 einen beträchtlichen Icterus zeigten, 1 einen geringeren und 8 gar keine gelbe Farbe erkennen ließen. Dabei zeigte sich, daß alle Kinder, deren Mütter während der Geburt erhebliche Mengen Chloroform erhalten hatten, auch stärkere und längere Zeit andauernd Icterus entwickelten, während Kinder, deren Mütter nur wenig Chloroform erhalten hatten, auch wenig gelbe Farbe beobachteten ließen. — Ferner bewiesen die Beobachtungen: daß bei Kindern chloroformirter Mütter die Ausscheidung des Harnstoffes nicht nur eine absolut bemerkenswert vermehrte ist, sondern auch bereits 24 Stunden früher wie sonst ein gewisses Maximum erreicht, wie sie auch in den späteren Tagen sich auf einer sehr bemerkenswerten Höhe

hält. Nicht minder war die Menge der abgeschiedenen Harnsäure erhöht, das harnsaure Infarkt der Nieren befördert, und im Zusammenhang hiermit trat häufiger Eiweiß im Urin ein, von roten Blutkörperchen und aus Extravaskulaten herkommenden Pigmenten begleitet. Endlich fand sich eine bemerkenswerte erhöhte Gewichtsabnahme.

Es ergibt sich also, daß durch Einwirken des Chloroforms auf die Mutter, und von dieser auf das noch ungeborene Kind, die Stoffwechselvorgänge gesteigert werden können, welche sich regelmäßig im kindlichen Organismus nach der Geburt vollziehen: als ein gegen die Norm noch erhöhter akuter Zerfall von Eiweißstoffen des kindlichen Organismus stets in Begleitung mehr oder weniger erheblicher icterischer Erscheinungen.

Es ist unschwer, hieraus die hygienisch praktischen Schlüsse zu ziehen. Halten wir uns zunächst an die letzte Beobachtung, so ergibt sich die Regel: man soll den Gebrauch des „Chloroform“ wesentlich einschränken, nur für die unumgänglich notwendigen Fälle aufsparen und das vorübergehende Ungemach der Mutter nicht in ein andauerndes für das Kind umwandelnde. Jedenfalls muß bei einem Kinde, dessen Mutter während der Geburt chloroformirt worden ist, erhöhte Aufmerksamkeit hinsichtlich der gleichmäßigen Erwärmung zur Abminderung des Stoffverlustes und hinsichtlich einer reichlichen guten und leicht verdaulichen Ernährung zur Abminderung der Gewichtsabnahme eine Haupt Sorge des Arztes und der Pfleger sein.

Zweitens ergibt sich für alle Neugeborenen, daß zu deren Schutze und möglichstem Gedeihen vom ersten Tage der Geburt ab die äußerste Sorgfalt auf Erspareung des „Stoffverlustes“ und der Gewichtsabnahme überhaupt gerichtet werden muß. Dies geschieht durch gleichmäßige (!) nicht zu starke und nicht zu geringe Erwärmung und durch Darreichung einer möglichst naturgemäßen leicht verdaulichen reichlichen Ernährung, da das Colostrum der Mutter nur wenig ernährt und die Milch in den ersten Tagen nur in sehr geringer Menge von der Brustdrüse abgefordert wird.

In etwas unterstützen diese Maßnahmen die Naturvorgänge: durch die während der ersten Tage anders zusammengesetzte Muttermilch. Bei künstlicher Ernährung muß dieser Umstand besonders beachtet und berücksichtigt werden! —

(Aus Reclams „Gesundheit“.)

Welthandel und nationale Produktion.

Von Bruno Geiser.

Will man sich über die Bedeutung des Welthandels und seinen Einfluß auf unsere nationalen Produktionsverhältnisse klar werden, so darf einem vor einer Armee von Zahlen nicht bange werden.

Zahlen beweisen, — so behaupten viele Gelehrte und glauben noch mehr Ungelehrte. Aber besteht man sich die Sache bei Lichte, so geht es den Zahlen genau so wie den Worten, von denen Goethes Mephisto mit Recht sagt:

Mit Worten läßt sich trefflich streiten
Mit Worten ein System bereiten,
An Worte läßt sich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt sich kein Jota rauben.

Zahlen nämlich beweisen — alles, — man muß sie nur hübsch zu „gruppieren“ verstehen.

Aber das muß man den Zahlen lassen, — wenigstens soweit sie der getreue Ausdruck von Tatsachen, beziehentlich tatsächlichen Verhältnissen sind, — eine zuverlässige Grundlage sind sie für redliche, logisch fätselste Beweisführung.

Aber eine zuverlässige und selbst unanfechtbare Grundlage für einen Beweis, wie sie eheliche Zahlen bieten, ist noch lange nicht der Beweis selbst für allerhand komplizierte Folgerungen, die man gern aus den durch die Zahlen dargestellten Tatsachen herausdestillieren möchte, so sehr man auch geneigt wäre, sie dafür gelten zu lassen, um sich ein Hauptstück unbequemer

Denkarbeit zu ersparen. Darum möge der geneigte Leser bei allen Zahlenbeweisen desto vorsichtiger und kritischer dem Beweisführer auf die Finger schauen, je mehr die Menge der Zahlenbataillone Gelegenheit zu wohlfeilen Schlüssen und phantastischer Konsequenzzüchtung bietet.

Schon die erste kleine Zahlenreihe, um die man sich zu bekümmern hat, wenn man nach der Bedeutung des Welthandels fragt, öffnet einem gewaltigen Irrtum gefällig die Tür.

Die gesammte Einfuhr bei den am Welthandel teilnehmenden Völkern wurde geschätzt im Jahre 1877/78 auf 29500 mill. Mark, während die Ausfuhr auf 27100 millionen Mark beziffert werden darf. Somit umfaßte der gesammte Außenhandel der Welthandelsvölker 56600 millionen Mark.

Wer diese 56600 millionen Mark als die Summe der Waarenwerte des Welthandels betrachten wollte, würde sich arg täuschen, — freilich in einer recht handgreiflichen Weise. Denn es bedarf nicht eben sehr tiefen Nachdenkens, um auf den Einfall zu kommen, daß die Zahlen, welche die Waarenwerte der Ausfuhr des einen Landes bezeichnen, im Einfuhrkonto anderer Länder wieder auftauchen, und dank dem Transitverkehr zu einem, allerdings verhältnismäßig kleinen Teile in mehreren Ausfuhr- und Einfuhranzählungen ihre, den tatsächlichen Wert der Waaren im Welthandel verdunkelnde Rolle spielen werden.

Gegenüber der Unvollkommenheit aller handelsstatistischen

Erhebungen, welche solche Verdunklung ermöglicht, kann man nur annähernd und keineswegs mit sonderlicher Sicherheit einen Gesamtwert schätzen auf etwa 25 Milliarden Mark, auf eine Milliarde mehr oder weniger kann es uns dabei lange nicht so sehr ankommen, als bei den Franzosen im Jahre 71 bei der Kriegskostenentschädigung.

Vollkommen fest steht die Tatsache, daß der Welthandel beständig an Umfang und Wert zunimmt und sein mächtiges Anwachsen dem 19. Jahrhundert, insbesondere dessen zweiter Hälfte verdankt.

So betrug die Ausfuhr von britischen und irischen Produkten:

im Jahre 1800	39 471 203 Pfd. Sterling
" " 1810	47 000 926 " "
" " 1820	35 560 077 " "
" " 1830	38 271 597 " "
" " 1840	51 406 430 " "
" " 1850	71 859 184 " "
" " 1860	135 891 227 " "
" " 1870	199 586 822 " "
" " 1880	223 060 446 " "*)

Frankreich:

1827/36 durchschnittlich jährlich	521,4 mill. Frös.
1837/46 " "	712,9 " "
1847/56 " "	1223,7 " "
1857/66 " "	2430,0 " "
1867/76 " "	3306,4 " "
1877/79 " "	3283,4 " "
1880 " " " " " "	3468,0 " "
1881 " " " " " "	3612,4 " "

Belgien:

im Jahre 1831	96,6 mill. Frös.
" " 1841	154,1 " "
" " 1851	200,1 " "
" " 1861	453,6 " "
" " 1871	888,7 " "
" " 1880	1216,7 " "

Oesterreich-Ungarn:

im Jahre 1842	108,6 mill. Gulden
" " 1848	48,7 " "
" " 1849	62,4 " "
" " 1850	110,1 " "
" " 1855	244,1 " "
" " 1860	305,2 " "
" " 1865	365,1 " "
" " 1869	427,7 " "
" " 1880	679,7 " "
" " 1881	715,8 " "

Niederlande:

1846/50 durchschnittlich jährlich	127,0 mill. Gulden,
1851/55 " "	173,5 " "
1856/60 " "	233,5 " "
1861/65 " "	301,0 " "
1866/70 " "	367,0 " "
1871/75 " "	501,5 " "
1878 " " " " " "	564,0 " "
1879 " " " " " "	582,0 " "

Rußland:

im Jahre 1851	97 mill. Silberrubel,
" " 1861	177 " "
" " 1871	369,2 " "
" " 1876	400 " "
" " 1877	577 " "
" " 1878	618 " "

Vereinigte Staaten von Amerika:

1854/55 (Wirtschaftsjahr)	218,9 mill. Dollars,
1862/63 " "	267,6 " "
1879/80 " "	883,9 " "
1880/81 " "	915,0 " "

Königreich Italien:

im Jahre 1861	319 mill. Lire,
" " 1870	757 " "
" " 1880	1132 " "
" " 1881	1192 " "

*) Die Ausfuhr war 1872 auf 256 Millionen Pfd. St. gestiegen, fiel dann bis 1879 auf 191 Millionen und erhob sich seit 1880 wieder, wie obenstehend.

Hamburg:

1846/50 im Durchschnitt	158,4 mill. Mark
1851/60 " "	266,7 " "
1861/70 " "	410,8 " "
1871/75 " "	689,0 " "
1876/80 " "	858,4 " "
1879 " " " " " "	841,0 " "
1880 " " " " " "	1011,8 " "
1881 " " " " " "	1050,0 " "

Bremen:

1847/51 im Durchschnitt	51,2 mill. Mark,
1857/61 " "	76,5 " "
1862/66 " "	81,2 " "
1867/71 " "	108,1 " "
1872/76 " "	134,9 " "
1877/81 " "	128,8 " "
1879 " " " " " "	116,7 " "
1880 " " " " " "	161,5 " "
1881 " " " " " "	150,1 " "

Um einen Einblick in die Zunahme deutschen Exports während der letzten 35 Jahre zu gewähren, ist vorstehend, dem Beispiele Gustav Tuchs in seiner Broschüre „Schutz Zoll und deutsche Waarenausfuhr“ folgend, die Einfuhr von Hamburg und Bremen angegeben, da die allerdings vorhandenen Nachweisungen, welche Deutschland selbst betreffen, schon wegen der großen Verschiedenheiten in der räumlichen Ausdehnung des Zollvereins, wie Tuch treffend bemerkt, zu Vergleichen ungeeignet sind, während in den Waaren, welche Hamburg und Bremen von Deutschland empfangen, außer ihrem Konsum auch die von ihnen vermittelte Ausfuhr enthalten ist.

Was die Ausfuhr von ganz Deutschland in neuester Zeit anlangt, so betrug dieselbe im Jahre 1878 2860, und 1880 über 3000 Millionen Mark.

Untersucht man die Steigerung der Gesamtumsätze im Welt-handel, so erhält man nach Neumann-Spallart*) folgende Resultate:

	Einfuhr.	Ausfuhr.	Gesamter Außenhandel.
1867/68:	23 314 mill. Mark,	20 900 mill. Mark,	44 215 mill. Mark.
1869/70:	24 326 " "	22 014 " "	46 340 " "
1872/73:	31 088 " "	26 677 " "	57 765 " "
1874/75:	29 006 " "	25 793 " "	54 799 " "
1875/76:	29 868 " "	25 939 " "	55 807 " "
1877/78:	29 457 " "	27 108 " "	56 565 " "

Die Beteiligung an der Weltproduktion seitens der Kulturländer geschieht nun, wie die vorangegangenen statistischen Notizen zeigen, in sehr verschiedenem Maße. Weit voran steht England, ihm auf dem Fuße folgt in neuester Zeit Amerika, das noch in den sechziger Jahren die vierte Stelle einnahm, dann folgt Deutschland u. s. f. Im Verhältnis zur Einwohnerzahl und Territoriaalausdehnung nehmen noch in sehr hohem Grade an dem Handel für den Weltmarkt teil die Niederlande und Belgien.

Betrachten wir nun die Beziehungen der Welt handelsstaaten zu einander näher, so finden wir für den Waarenverkehr des uns zunächst angehenden Deutschland folgendes**):

Länder der Herkunft, bez. Bestimmung.	Einfuhr in Millionen Mark.	Ausfuhr
Großbritannien	354,7	447,7
Oesterreich-Ungarn	414,3	299,8
Rußland	336,2	228,5
Frankreich	262,7	291,8
Niederlande	193,9	229,8
Belgien	195,1	167,1
Schwetz	143,6	176,7
Italien	64,0	55,0
Schweden, Norwegen	23,1	61,7
Dänemark	27,1	51,9
Spanien	11,3	18,5
Rumänien	4,8	11,5
Türkei	1,9	6,7
Portugal	1,8	5,0
Griechenland	2,0	1,2
Serbien und Bulgarien	0,6	0,9
Europa	2037,1	2053,8

*) Siehe dessen Abhandlung: „Die Lage des Welt Handels“ in Meyers „Deutschem Jahrbuch“ von 1879/80.

***) Supplementband von Meyers Konversationslexikon f. 1881/82, Artikel „Handel Deutschlands“.

Länder der Herkunft, bez. Bestimmung.	Einfuhr in Millionen Mark.	Ausfuhr
Bereinigte Staaten	177,0	204,6
Brazilien	9,7	9,8
Britisch Nordamerika	7,5	8,2
Argentinien	11,0	3,0
Uebrigcs Amerika	31,2	12,0
Amerika	236,4	237,6
Ostindische Inseln	47,8	7,4
Britisch-Indien	16,8	5,1
Cytna	1,3	11,1
Japan und übriges Asien	1,0	3,5
Asien	66,4	27,1
Afrika	17,1	5,2
Australien	7,8	1,8

Dazu kommen noch die für die deutschen Zollauschlüsse anzugebenden Summen, nämlich:

Hamburg-Altona	361,7	689,6
Bremen	131,9	79,5
Anderc Zollauschlüsse	8,0	4,8
Alle Zollauschlüsse	501,6	773,9

Aus Vorstehendem erhellt, daß Deutschland in bedeutendem Grade vom Auslande abhängig ist, sowohl in bezug auf die Waaren, welche es von den andern Ländern bezieht, als durch diejenigen, die es selbst für das Ausland produziert.

Zu regsten Waarenverkehr steht Deutschland, von den deutschen Zollauschlüssen abgesehen, mit England, bei einem Gesamtumsatz von 802 Millionen Mark im Jahre 1880, dann mit Oesterreich-Ungarn: 713, mit Rußland: 564, Frankreich: 554, den Niederlanden: 423, Nordamerika: 397, Belgien: 362 und der Schweiz: 320 Millionen Mark.

Der Handel Deutschlands erstreckte sich nun hauptsächlich auf die in der nachfolgenden Zusammenstellung angegebenen Waaren *):

	Großbritannien.		Oesterreich-Ungarn.	
	Einfuhr in tausend Mark.	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr
I. Vieh	504	12 716	44 457	6 309
II. Nahrungs- und Genußmittel darunter:	37 955	88 147	130 926	38 371
Nahrungsmittel tierischen Ursprungs	13 874	535	19 276	1 312
Getreide und Malz, Hülsenfrüchte, Kartoffeln	1 785	35 849	75 588	9 588
Mahlfabrikate und gewöhnliche Bäderwaare	229	4 052	7 311	10 619
Obst, Früchte, Gemüse	838	1 181	12 639	10 624
Kochsalz und Gewürze	1 912	6 475	4 907	2 815
Kaffee, Kakao, Tee	17 451	49	238	1 557
Zucker, Melasse, Syrup	493	31 932	1 102	26
Gegohrene Getränke, Mineralwasser, Speiseöle	1 010	7 314	8 690	1 489
Tabak und Tabakfabrikate	—	—	1 038	195
III. Sämereien u. Gewächse, nicht zur menschlichen Nahrung	3 715	3 592	16 603	3 594
IV. Düngungsmittel und Abfälle	578	406	9 489	2 218
V. Brennstoffe	9 460	20	14 157	12 881
VI. Rohstoffe und Fabrikate der chemischen Industrie	61 971	51 876	25 374	41 222
darunter:				
Salze, Säuren, Schwefel und Schwefelkies zc.	—	—	5 968	11 997
Gerbstoffe, Farbmateriale und Farben	12 001	26 021	—	—
Drogen z. Medicinalgebrauch, Wajchschwämme	4 877	281	—	—
Harze	3 231	211	—	—
Mineral- und äterische Öle, Essenzen	2 829	334	—	—
Firnisse, Lacke, Rute, Klebstoffe	1 185	477	—	—
Fette Öle und Fette	15 692	7 653	—	—
Lichte, Seife, Parfümerien	177	4 375	—	—
VII. Rohstoffe und Fabrikate der Stein-, Ton- zc. Industrie darunter:	4 802	5 392	12 067	10 490
Erden und Steine	3 533	195	5 981	5 305

*) Auszüge aus den den Handel des deutschen Zollgebiets mit dem Auslande spezifizirenden Tabellen des „Statistischen Jahrbuchs für das deutsche Reich“ 1882.

	Großbritannien.		Oesterreich-Ungarn.	
	Einfuhr in tausend Mark.	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr
Steinwaaren	—	—	650	1 321
Ton- und Porzellanwaaren	647	1 589	1 202	1 561
Glaswaaren	74	2 781	4 234	2 303
VIII. Rohstoffe u. Fabrikate der Metallindustrie	32 036	29 590	23 956	29 057
darunter:				
Erze	—	—	6 306	242
Rohc unedle Metalle, auch gemünzt	24 809	6 898	2 086	11 510
Roh bearbeitete Metalle (Halbfabrikate)	2 148	11 896	469	1 864
Metallwaaren mit Ausnahme von Maschinen, Instrumenten zc. aus Eisen	—	—	1 301	8 219
Metallwaaren mit Ausnahme von Maschinen zc. aus andern unedlen Metallen	453	1 074	664	1 913
Edelmetalle, auch gemünzt	666	4 289	13 130	5 309
IX. Rohstoffe u. Fabrikate d. Holz-, Schnitz- u. Flechtindustrie	2 508	20 515	32 399	6 651
darunter:				
Bau- und Nutzholz	111	12 043	28 398	1 163
Schnitz- und Flechtstoffe	1 756	309	—	—
Holz-, Schnitz- u. Flechtwaaren	641	8 163	—	—
X. Rohstoffe und Fabrikate der Papierindustrie	752	12 057	—	—
darunter:				
Lumpen und Halbzeug	93	2 153	—	—
Papier und Pappe	175	7 383	—	—
Papier- und Pappwaaren	484	2 521	—	—
XI. Rohstoffe u. Fabrikate d. Leder- u. Rauchwaarenindustrie	22 864	25 131	18 280	25 185
darunter:				
Häute und Felle	17 850	4 018	13 475	13 262
Leder	4 116	5 381	708	7 818
Leder-, Riemen- und Täschnewaaren	852	13 691	4 042	3 288
Belzwerk	46	2 041	—	—
XII. Rohstoffe und Fabrikate der Textil- und Filzindustrie	160 261	173 840	73 652	89 541
darunter:				
Haare, Federn und sonstige Polstermaterialien	1 303	1 261	15 725	1 687
Spinnstoffe	59 429	16 563	29 875	32 621
Garne und Matten	47 727	23 569	21 521	23 464
Fußdecken, Filze, Haargewebe	1 195	337	134	1 167
Zeugwaaren	19 484	70 959	4 039	21 465
Strumpfwaaaren	427	10 572	186	1 584
Pojamentier- u. Knopfmachewaaren	199	27 492	70	2 317
Spizen, Stidereien, Plonden	2 914	1 363	—	—
Kleider, fertige Leibwäsche, Putzwaaren	237	16 106	239	3 436
Hüte, Schmuckfedern, künstliche Blumen	276	5 545	—	—
XIII. Rohstoffe u. Fabrikate der Kautschuk- und Wachsstuchindustrie	7 531	1 917	537	2 873
darunter:				
Kautschuk	5 181	117	—	—
Kautschukfäden, Leder u. Wachsstuch	1 222	130	—	—
Kautschukwaaren	1 128	1 670	131	2 059
XIV. Maschinen, Instrumente u. Apparate	8 526	6 087	1 594	11 646
XV. Kurzwaaren und Schmud	—	—	2 897	4 667
XVI. Gegenstände der Literatur und bildenden Kunst	615	3 276	5 043	11 046

	Rußland.		Frankreich u. Algier.	
	Einfuhr in tausend Mark.	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr
I. Vieh	58 039	922	5 956	20 048
II. Nahrungs- und Genußmittel darunter:	109 891	21 877	55 096	35 374
Nahrungsmittel tierischen Ursprungs	4 521	11 266	2 347	7 257
Getreide und Malz, Hülsenfrüchte, Kartoffeln	101 531	1 536	13 497	6 671
Mahlfabrikate und gewöhnliche Bäderwaare	2 694	518	5 009	1 750
Obst, Früchte, Gemüse	—	—	2 580	1 546
Kochsalz und Gewürze	447	4 589	797	3 756

	Rußland.		Frankreich u. Algier.	
	Einfuhr in tausend Mark.	Ausfuhr in tausend Mark.	Einfuhr in tausend Mark.	Ausfuhr in tausend Mark.
Kaffee, Kakao, Tee	—	—	1 254	189
Zucker, Melasse, Syrup	33	1 604	696	1 970
Gegohrene Getränke, Mineralwasser, Speiseöle	26	1 326	28 031	11 732
III. Sämereien u. Gewächse, nicht zur menschlichen Nahrung	17 584	1 244	2 330	4 769
IV. Düngungsmittel und Abfälle	4 110	245	2 187	1 316
V. Brennstoffe	2 251	2 986	590	11 073
VI. Rohstoffe und Fabrikate der chemischen Industrie	7 622	21 686	40 573	17 419
darunter:				
Salze, Säuren, Schwefel und Schwefelkies etc.	545	5 909	19 897	6 425
Gerbstoffe, Farbmateriale und Farben	196	9 466	10 783	6 451
Gähr- und Klärmittel, Eis	1 971	28	—	—
Drogen z. Medicinalgebrauch, Waschschwämme	—	—	1 385	282
Harze	840	2 206	1 579	1 398
Mineral- und ätherische Oele, Essenzen	1 343	799	—	—
Firnisse, Lacke, Kitt, Klebstoffe	—	—	1 220	624
Fette Oele u. Fette, nicht genießbar	2 132	1 137	3 506	600
Seife, Parfümerien	—	—	1 021	747
VII. Rohstoffe und Fabrikate der Stein-, Ton- u. Industrie	1 266	6 007	5 530	12 836
darunter:				
Erden und Steine	1 221	2 487	4 169	3 449
Steinwaaren	—	—	520	1 755
Ton- und Porzellanwaaren	22	1 722	422	5 025
Glaswaaren	3	1 078	419	2 607
VIII. Rohstoffe u. Fabrikate der Metallindustrie	2 119	56 980	12 638	28 140
darunter:				
Erze	—	—	2 914	4 083
Roh unedle Metalle, auch gemünzt	312	5 930	565	8 138
Roh bearbeitete Metalle (Halbfabrikate)	16	19 712	1 007	3 034
Metallwaaren mit Ausnahme von Maschinen, Instrumenten etc. aus Eisen	46	14 447	4 224	5 384
Metallwaaren mit Ausnahme von Maschinen etc. aus andern unedlen Metallen	25	2 842	1 545	1 395
Edelmetalle, auch gemünzt	934	13 692	2 383	6 106

	Rußland.		Frankreich u. Algier.	
	Einfuhr in tausend Mark.	Ausfuhr in tausend Mark.	Einfuhr in tausend Mark.	Ausfuhr in tausend Mark.
IX. Rohstoffe u. Fabrikate d. Holz-, Schnitz- und Flechtindustrie darunter:	30 811	3 305	6 120	15 405
Bau- und Nutzholz	30 081	650	404	10 205
Schnitz- und Flechtstoffe	—	—	3 230	939
Holz-, Schnitz- u. Flechtwaaren	255	1 898	2 486	4 261
X. Rohstoffe und Fabrikate der Papierindustrie	3 102	1 893	1 577	4 339
darunter:				
Lumpen und Halbzeug	3 090	308	—	—
Papier und Pappe	6	1 067	467	1 822
Papier- u. Pappwaaren	—	—	399	1 677
XI. Rohstoffe u. Fabrikate d. Leder- und Rauchwaarenindustrie darunter:	24 788	15 873	16 041	25 296
Häute und Felle	24 495	10 965	10 326	17 523
Leder	187	2 334	3 535	3 559
Leder-, Riemen- und Täschnerwaaren	52	2 392	2 078	3 928
XII. Rohstoffe und Fabrikate der Textil- und Holzindustrie	73 463	61 493	103 946	98 507
darunter:				
Haare, Federn und sonstige Polstermaterialien	10 454	260	2 835	3 817
Spinnstoffe	61 165	13 521	41 299	16 571
Garne und Watten	413	23 401	29 247	26 551
Fußdecken, Filze, Haargewebe	1 201	485	263	1 419
Zeugwaaren	117	11 872	19 202	36 884
Strumpfwaren	10	2 069	599	4 094
Posamentier- u. Knopfmacherwaaren	5	2 941	627	4 212
Spitzen, Stickerien, Blonden	3	1 263	5 317	328
Kleider, fertige Leibwäsche, Putzwaaren	22	4 831	1 397	2 379
Hüte, Schmuckfedern, künstliche Blumen	—	—	3 066	2 132
XIII. Rohstoffe u. Fabrikate der Kautschuk- und Wachsindustrie	372	1 913	1 454	884
darunter:				
Kautschukwaaren	340	1 601	—	—
XIV. Eisenbahnfahrzeuge, gepolsterte Wagen u. Möbel	24	1 624	164	1 916
XV. Maschinen, Instrumente und Apparate	99	22 959	4 326	7 828
XVI. Kurzwaaren und Schmuck	196	3 059	2 384	4 150
XVII. Gegenstände der Literatur und bildenden Kunst	469	4 382	1 796	2 507

(Fortf. folgt.)

Die deutsche Handelsmarine.

II.

Wenden wir uns nunmehr zu der Handelsmarine selbst.

Dieselbe wies am 1. Januar 1882 einen Bestand von 4509 Schiffen auf, welche sich auf 388 Heimathäfen verteilten und zusammen eine Ladungsfähigkeit von 3 883 738 Kubikmeter Netto repräsentirten. Ihre regelmäßige Besatzung belief sich auf 39 109 Mann. Auf das Ostseegebiet entfielen 1823, auf das Nordseegebiet 2686 Schiffe.

Von all diesen Schiffen waren: 4051 Segelschiffe mit 2 670 819 Kubikmetern Netto Ladungsfähigkeit und 29 593 Mann regelmäßiger Besatzung; — 458 Dampfschiffe mit zusammen 192 429 Pferdekraften, 712 919 Kubikmetern Netto Ladungsfähigkeit und einer regelmäßigen Besatzung von 9516 Mann.

Was die Gattung bezw. Bauart der Segelschiffe anlangt, so sind: 164 derselben Vollschiffe; 598 Schooner, darunter 69 Dreimastere; 43 Gaffelschooner; 17 Schoonertruffs; 2 Schoonergaleassen; 420 Briggs; 895 Barken; 211 Yachten; 137 Galeassen; 112 Galeotten; 86 Schaluppen; 538 Ewer (Weihn-Ewer, Galeas-Ewer und Ewerlähne); 189 Ruffs und Ruffstjaken; 144 Tjalle; 81 Schnigger; 16 Rutter; 14 Lagger; 7 Ded-boote; 74 Kähne; 15 Pincken; 8 Leichterfahrzeuge; 16 Mutten; 3 Prahmen; 2 Boyer; 2 Lorchas; 1 Duafe; 1 Pünzte; 1 Zolle und 1 Toppsengel-schooner.

Das älteste dieser Segelschiffe ist die im Jahre 1790 erbaute, eine Ladungsfähigkeit von 67 Kubikmetern besitzende Sonderburger Yacht „Hoffnung“. Ihr schließen sich an: Schiffe im Alter von 80 bis 90 Jahren 1; von 70 bis 80 Jahren 4; von 60 bis 70 Jahren 6; von 50 bis 60 Jahren 23; von 40 bis 50 Jahren 145; von 30 bis 40 Jahren 392; von 20 bis 30 Jahren 1013; von 15 bis 20 Jahren 827; von 10 bis 15 Jahren 599; von 7 bis 10 Jahren 343; von 5 bis

7 Jahren 293; von 3 bis 5 Jahren 224; von 1 bis 3 Jahren 122; unter 1 Jahr 43.

Von den Dampfschiffen sind: 418 Schraubendampfer, 39 Räderdampfer und 1 Hydrometer. Das älteste ist der Leerer Räderdampfer „Kronprinz“, erbaut 1845. Das Alter der Dampfschiffe verteilt sich überhaupt wie folgt: von 30 bis 40 Jahren 6; von 20 bis 30 Jahren 31; von 15 bis 20 Jahren 44; von 10 bis 15 Jahren 77; von 7 bis 10 Jahren 93; von 5 bis 7 Jahren 35; von 3 bis 5 Jahren 47; von 1 bis 3 Jahren 72; unter 1 Jahr 53. — Das schwächste dieser Schiffe ist der Neumühler Schraubendampfer „Luznelba“ mit 6 Pferdestärken; das stärkste ist die im Jahre 1881 vom Norddeutschen Lloyd in Bremen erbaute „Elbe“ mit 6115 Pferdekraften. Ihr schließen sich an die „Mosel“ mit 3500, der „Wieland“, „Lefing“, „Verder“ und „Gellert“ mit je 3000 Pferdestärken. Ueberhaupt verteilen sich die gesammten Dampfschiffe ihrer Pferdestärke nach folgendermaßen: 1 über 6000 Pferdestärken; 17 von 2000 bis 3500; 29 von 1000 bis 2000; 68 von 500 bis 1000; 85 von 250 bis 500; 93 von 100 bis 250; 72 von 50 bis 100; 17 von 40 bis 50; 15 von 30 bis 40; 12 von 20 bis 30; 9 von 10 bis 20; 3 unter 10.

Das zum Bau der Schiffe benutzte Hauptmaterial besteht bei 3929 aus Holz und bei 577 aus Eisen. Zu ersteren zählen 1 Räder- und 1 Schraubendampfschiff; zu letzteren 27 Vollschiffe, 45 Barken, 4 Dreimastige Schooner, 1 Brigg, 2 Rutter, 1 Gaffelschooner, 15 Kähne. — Bersehen mit Kupfer- oder Metallbolzen sind 1312 Schiffe; mit verzinkten Eisenbolzen 410; mit unverzinkten Eisenbolzen 2213. Mit Kupfer, Metall oder Zint beschlagen sind 1488; an Schiffen ohne derartigen Beschlag sind 2780 vorhanden; bei 6 Schiffen ist Verbolzung und Beschlag unbekannt.

Eine sehr beachtenswerte Erscheinung ist, daß die Zahl der Segelschiffe von Jahr zu Jahr abnimmt, die der Dampfschiffe hingegen zunimmt. Gegenüber dem gegenwärtigen Bestande von 4051 Segel- und

458 Dampfschiffe, wies die deutsche Handelsmarine im Jahre 1875 auf: 4303 Segel- und 299 Dampfschiffe. Die Zahl der ersteren hat sich also innerhalb 6 Jahren um 252 vermindert, die der letzteren aber hat sich um 259 vermehrt, wovon auf Hamburg allein 42 entfallen.

Eine vergleichende Uebersicht der Seereisen deutscher Schiffe zwischen außerdeutschen, bezw. außereuropäischen Häfen, sowie des Seeverkehrs in den deutschen Hafenplätzen in den Jahren 1875 und 1880 ergibt folgende Verhältnisse:

I. Im Jahre 1875 gingen ab: a) mit Ladung: nach dem außerdeutschen Europa 4379, nach den außereuropäischen Ländern 2224 Schiffe; b) ohne Ladung (in Ballast oder leer): nach dem außerdeutschen Europa 1782, nach den außereuropäischen Ländern 859 Schiffe.

Im Jahre 1880 gingen ab: a) mit Ladung: nach dem außerdeutschen Europa 5385, nach den außereuropäischen Ländern 3105 Schiffe; — b) ohne Ladung (in Ballast oder leer): nach dem außerdeutschen Europa 2204, nach den außereuropäischen Ländern 866 Schiffe.

Im Jahre 1875 kamen an: a) mit Ladung: von dem außerdeutschen Europa 4271, von den außereuropäischen Ländern 2332 Schiffe; — b) ohne Ladung (in Ballast oder leer): von dem außerdeutschen Europa 1993, von den außereuropäischen Ländern 648 Schiffe.

Im Jahre 1880 kamen an: a) mit Ladung: von dem außerdeutschen Europa 5257, von den außereuropäischen Ländern 3233 Schiffe; — b) ohne Ladung (in Ballast oder leer): von dem außerdeutschen Europa 2349, von den außereuropäischen Ländern 721 Schiffe.

Die Zahl der im Verkehr mit dem außerdeutschen Europa und den außereuropäischen Ländern im Jahre 1880 abgegangenen und angekommenen Schiffe — mit Ladung und in Ballast oder leer — beträgt also 4609 mehr, als im Jahre 1875.

II. Im Seeverkehr mit den deutschen Hafenplätzen gingen im Jahre 1875 ab: a) mit Ladung: 28 463 Schiffe, darunter 6738 Dampfschiffe; b) ohne Ladung (in Ballast oder leer): 14 691 Schiffe darunter 1934 Dampfschiffe.

Im Jahre 1880 gingen ab: a) mit Ladung: 39 097 Schiffe darunter 11 189 Dampfschiffe; b) ohne Ladung (in Ballast oder leer): 15 924 Schiffe, darunter 2739 Dampfschiffe.

Das Jahr 1880 weist also im Seeverkehr mit den deutschen Häfen ca. 11 867 abgegangene und angekommenen Schiffe mehr auf, als das Jahr 1875.

Selbstverständlich erklären sich alle diese Ziffern, in ihrem Verhältnis zu der Gesamtzahl der deutschen Handelschiffe (4509) betrachtet, daraus, daß fast alle Schiffe, besonders diejenigen im Verkehr mit den deutschen Hafenplätzen und dem außerdeutschen Europa, jährlich mehrere Reisen machen, die Küstenfahrer z. B. bis zu 40.

Wenden wir uns nun schließlich zu den Totalverlusten, welche die deutsche Handelsmarine in den Jahren 1873 bis 1880 inkl. durch Verunglückungen erlitten hat. Die Zahl der verunglückten deutschen Seeschiffe betrug in diesem achtjährigen Zeitraum zusammen 1452, davon waren 1249 beladen und 203 leer oder in Ballast. An Menschenleben gingen verloren: von der 12 578 Mann starken Gesamtbesatzung 2566; von der 1118 betragenden Zahl der Passagiere 387. — Was die Art des Unfalls anbetrifft, wonach sich die Verunglückungen unterscheiden, so liegen uns zuverlässige Mitteilungen darüber nur aus den 3 Jahren 1878 bis 1880 inkl. vor. Es finden sich für diesen Zeitraum verzeichnet: 299 gestrandete Schiffe, darunter 247 beladene; 12 gekenterte, sämtlich beladene; 65 gesunkene, darunter 58 beladene; 11 verbrannte, darunter 9 beladene; in Kollision geraten 28, darunter 24 beladene; verschollen 87, darunter 77 beladene; schwer beschädigt und deshalb von der Besatzung aufgegeben und verlassen 50, darunter 44 beladene; schwer beschädigt und deshalb kondemniert (d. h. als der Reparatur unwürdig oder unschiffbar erklärt) 30, darunter 25 beladene. — Von diesen in den Jahren 1878 bis 1880 inkl. verunglückten 582 Schiffen waren 524 versichert und 24 unversichert, während für 34 der Nachweis, ob versichert, nicht zu erbringen war.

Fr.

Halbheit bei gesundheitspolizeilichen Maßregeln.

Dem Bundesrat ist der Entwurf einer kaiserlichen Verordnung zugegangen, welche metallischen Vergiftungen durch Eh -, Trink - und Koch -geschirr vorbeugen soll. In demselben wird verboten:

- 1) die Verwendung von Blei und von Metall-Legierungen, welche mehr als 10 Prozent Blei enthalten zur Herstellung und zum Löten von Trink -, Eh - und Kochgeschirr ;
- 2) die Verwendung von Blei und von Metall-Legierungen, welche mehr als 1 Prozent Blei enthalten a) zur Herstellung von Bierdruckapparaten und von Syphons für kohlensäurehaltige Getränke, b) zur Verzinnung von Eh -, Trink - und Kochgeschirr , c) zur Herstellung von Metallfolien, welche zur Aufbewahrung und zum Verpacken von zum Verkauf bestimmten Nahrungs- und Genußmitteln dienen sollen;
- 3) die Verwendung von Blei zur Ausbesserung von Mählfleinen auf der Mahlfläche;
- 4) die Herstellung von Eh -, Trink - und Kochgeschirr mit Email oder Majur, welche bei halbständigem Kochen mit gewöhnlichem Essig an diesen Blei abgibt;
- 5) die Verwendung von blei- und zinkhaltigem Kautschuk zur Herstellung von Mundstücken zu Saugflaschen, Warzenhütchen, Trink -bechern, Bierleitungen, Spielwaaren und zum Verpacken und Aufbewahren von Nahrungs- und Genußmitteln.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß durch das Inkrafttreten dieser Verordnung vielen Vergiftungen durch Blei und Zinn vorgebeugt werden wird.

Aber ist denn Blei das einzige Metall, dessen Zusatz zu Legierungen bei Benutzung daraus gefertigter Geschirre die Gesundheit schädigen kann? Da obiger Entwurf nur die Verwendung bleihaltiger Legierungen einschränkt, möchte man das fast annehmen. Und doch wäre das entschieden falsch! Fast alle Schwermetalle — Eisen etwa ausgenommen — wirken in gelöstem Zustande in den menschlichen Organismus gebracht, mehr oder minder giftig auf denselben, ja können unter Umständen den Tod herbeiführen. Fast alle Schwermetalle, außer Gold, Silber, den Platinmetallen und etwa Zinn und Wismut, werden von gewissen Speisen und Getränken, namentlich sauren, fettigen und salzigen angegriffen und gelöst und können daher bei Benutzung als Geschirr dem Organismus Schaden bringen. Die allgemeine Benutzung echter Gold-, Silber- und Platingeschirre verbietet deren hoher Preis. Die Verwendung rein eiserner Geschirre ist deshalb nicht gut tunlich, da Eisen überaus leicht von Wasser, ja schon von feuchter Luft an seiner Oberfläche oxydirt und angegriffen wird. Alle anderen hier etwa noch in Betracht kommenden Metalle, Zinn, Nidel, Antimon, Wismut, Kupfer und Blei sind aber, abgesehen von ihrer eigenen Giftigkeit, wie sie in den Metallfabriken verarbeitet worden, auch fast nie frei von Arsenik. Nur Zinn, besonders gutes englisches, und Bantazinn, kommt meist ganz rein und arsenfrei im Handel vor. Auch wird, wie schon gesagt, Zinn nicht so leicht von Speisen und Getränken unter gewöhnlichen Verhältnissen angegriffen. Zinn ist daher früher auch neben Gold und Silber das fast ausschließliche Material zur Herstellung metallener Eh - und Trinkgeschirre gewesen. Der hohe Preis des Zinns im Vergleich zu dem ihm sonst ähnlichen Blei (mehr als das vierfache des letzteren) veranlaßte allerdings schon lange einen gewissen Zusatz von Blei zum Zinn, zumal ein Zusatz von Blei dem Aussehen und der Haltbarkeit, und, wenn er nicht zu groß ist (nicht mehr als zehn Prozent beträgt), auch der Unschädlichkeit der betreffenden Geschirre keinen Abbruch tut. Freilich hat die Sucht, immer billiger als die Konkurrenz zu liefern, viele Fabrikanten verleitet, ihrem Fabrikate immer mehr Blei zuzusetzen, so daß dasselbe zum weit größeren Teile überhaupt aus Blei besteht, dann aber leicht zu sehr gefährlichen Bleivergiftungen führen kann, zumal wenn die betreffenden Geschirre täglich im Gebrauch sind. Daß nun durch die oben erwähnten gesetzlichen Bestimmungen der Gefährlichkeit zinnerner Geschirre durch übermäßigen Weigegehalt ein Niegel vorgeschoben wird, liegt auf der Hand und ist gut. Wirft man aber die Frage auf, ob durch diese Bestimmungen überhaupt die Vergiftung bei Verwendung zinnerner Eh -, Trink - und Kochgeschirre so viel als möglich ausgeschlossen wird, so muß diese Frage entschieden verneint werden. Denn es liegt nahe, daß, wenn ein großer Bleizusatz verboten ist, der weitberzige Fabrikant sich nach anderen nicht verbotenen billigen Surrogaten des teuren Zinnes umsehen wird, unbekümmert darum, ob dieselben giftig sind oder nicht. Solche Metalle sind z. B. Antimon und Zinn, die bis zu einem gewissen Prozentsatz sehr wohl dem Zinn zugezset werden können, ohne das äußere Aussehen der daraus gefertigten Geschirre wesentlich zu verändern. Denn während der Marktpreis für englisches Zinn heut Mk. 240 per 100 Kg. ist, beträgt derselbe für metallisches Antimon (sog. Regulus) Mk. 100 per 100 Kg., und Zinn ist bekanntlich noch viel billiger. Die Gefahr einer Verunreinigung der Speisen mit metallischen Giften wird aber durch solche Zusätze zum Zinn bedeutend erhöht. Erstens sind beide an sich durch saure Speisen löslich zu machen und giftig, und dann ist das Antimon fast immer arsenhaltig. Schreiber dieses ist aber bekannt, daß speziell Antimon in letzter Zeit viel zu Guß zur Herstellung von Geschirr verwendet wird.

Bekanntlich bringt man in neuerer Zeit unter verschiedenen Namen wie Argentan, Alkande, Alpaca, Argyroptan, Britanniametall, Chinasilber, Neusilber, Geschirr aus Metalllegierungen in den Handel, welche meist Legierungen von Kupfer, Zinn und Nidel (Argentan) oder Kupfer, Zinn und Antimon (Britanniametall) oft mit Zusätzen von Blei und Wismut sind. Dieselben werden zu den mannigfachen Eh -geräten verarbeitet, galvanisch versilbert und bestehen dann durch ihr schönes Aussehen ungemein, wenn auch oft die Versilberung nur so dünn wie ein Hauch ist. Für den täglichen Gebrauch sind sie auch nicht zu empfehlen, da die Versilberung sich sehr schnell abnutzt und dann die Legierung durch Speisen und Getränke leicht angegriffen und letztere vergiftet werden können.

Auch diese Neusilbergeschirre sind daher, wenn sie nicht einen sehr starken Silberüberzug bekommen, als entschieden gesundheitschädlich zu bezeichnen. Auch durch Verwendung kupferner Kochgeschirre können, wenn nicht die größte Vorsicht geübt wird, und wenn dieselben nicht ganz gut verzinkt sind, leicht Vergiftungen herbeigeführt werden.

Eine wirksame Garantie gegen Vergiftung durch metallene Geschirre könnte daher nur erreicht werden durch ein gänzlich Verbot der Herstellung von Eh -, Trink - und Kochgeschirr aus anderem Metall als Gold, Platin, Silber (und diese mindestens 12lötig), Eisen und Zinn. Was das Zinn betrifft, so dürfte es von anderen Metallen überhaupt nicht mehr als einen bestimmten — die Unschädlichkeit der Komposition noch verbürgenden — Zusatz haben. Aus anderen Metallen und Metalllegierungen dürften Eh -, Trink - und Kochgeschirre überhaupt nur dann fabrizirt werden, wenn sie einen genügenden Ueberzug von Zinn oder von edlen Metallen von bestimmter Stärke erhalten. Wie der Entwurf aber jetzt lautet, trägt er den Stempel der Halbheit.

H. V.

D komm mit mir. (Illustration S. 429.) Liebende verraten nicht gern ihre Geheimnisse, wir wissen also nicht genau, was unser Pärchen so nachdenklich macht. Wollens die Eltern nicht leiden, daß die beiden sich heiraten? Oder hat der junge Mann, der im übrigen recht unternehmend aussieht, keine Aussicht auf ein genügendes Auskommen? Etwas derartiges ist; da wir aber etwas neugierig sind — und unsere Leserinnen jedenfalls auch — so müssen wir uns schon aufs Erraten legen.

Die junge Marie, die wir vor uns sehen, ist nämlich die Tochter eines Fischers und in der ganzen Stadt — die freilich nicht allzugroß ist — bekannt als die schöne Fischerin. Das Mädchen ist schlank aber auch kräftig gebaut; eine schwächliche Tochter kann der alte Kurt, Mariens Vater, auch nicht brauchen, denn gar häufig muß sie mit ihm hinaus auf den stürmischen und wogenden See, um dem Vater beim Fischfang hilfsreich an die Hand zu gehen. Daheim hat sie genug zu tun, um die Haushaltung zu führen — denn ihre Mutter ist schon lange tot — und die Reze auszubessern. Die verborgenen blühende Nase in der stillen und kleinen Fischerhütte ist bald bemerkt worden und viele Schmetterlinge haben sie umgaukelt. Aber sie ist eine stolze und unnahbare Jungfrau, und wen ihre Kälte nicht abgeschreckt, den hat Vater Kurt verschreckt mit seinen derben Fäusten und seiner feemännlichen Grobheit. Endlich ist aber doch der Rechte gekommen, nämlich eines Kaufmanns Sohn, der schmutze Arnold, der die Rechte studirt. Er hat den Weg zum Herzen schön Mariens zu finden gewußt, und daher kommt es auch, daß die Fischerstochter nun plötzlich noch mehr in der Haushaltung zu tun und Reze zu fäden hat, als vordem, und nur selten mit dem Vater auf den See hinausfährt. So auch heute, und während Vater Kurt den Rechten und Lachen nachstellt, kost der junge Arnold mit schön Marie. Er meint es ehrlich; aber werden seine hochmütigen Eltern in die Heirat mit der Fischerstochter willigen? Wird der alte Kurt, der Eisenkopf, den „studirten Zierbengel“ als Schwiegerohn wollen, er, dem ein tüchtiger Fischer immer als die Perle aller Schwiegeröhne erschienen ist! Das ist, was die jungen Herzen beengt. Es wird viel Mut dazu gehören, um die ihnen entgegenstehenden Vorurteile zu überwinden. Sie fühlen es, und wir wollen ihnen von Herzen wünschen, daß sie die nötige Tapferkeit und auch — das nötige Glück haben. Bl.

Die höchsten Denkmäler und Bauwerke der Welt. (Illustration S. 432—433.) Um den Franzosen von dem grandiosen Stil des Nibelungenliedes einen Begriff zu geben, schreibt H. Heine in seinem Buche über Deutschland (De l'Allemagne): „Denk' euch, es wäre eine helle Sommernacht, die Sterne träten hervor am blauen Himmel und alle gotischen Dome von Europa hätten sich ein Rendezvous gegeben auf einer ungeheuer weiten Ebene, und da läme nun ruhig herangeschritten der Straßburger Münster, der Kölner Dom, der Glockenturm von Florenz, die Katedrale von Rouen u. s. w. und diese machten der schönen Notre-Dame-de-Paris ganz artig die Cour.“ Ein ähnliches Bild, wie des genialen Dichters humoristische Phantasie es entwarf, hat unser Zeichner mit seinem Stifte geschaffen, nur zu einem andern Zwecke: er will die höchsten Denkmäler und Bauwerke, welche die Menschenhand zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern gegen den Himmel aufgeschichtet und emporgerückt, in einem sehr geschickt gruppierten Ensemble vorführen. Gewiß eine glückliche Idee, und die dreißig Nummern, die das Bild umfaßt, sind interessant genug, um uns die kleine Mühe, die das Orientieren unter denselben verursacht, nicht verdrießen zu lassen. Zunächst wird unser Blick von dem mächtigen Koloss gefesselt, der sich ungefähr in der Mitte des Bildes mit seinen beiden Türmen uns präsentiert und der an Höhe alle andern überragt. Wer kennt ihn nicht, den Kölner Dom, den stolzen deutscher Gotik. Er wurde unter dem stolzen und mächtigen Erzbischof von Köln, Konrad von Hochstaden, und nach den Plänen Meisters Gerhard von Mülse 1248 begonnen, der Chor ward 1322 vollendet. Die steten Kämpfe zwischen den Erzbischofen und der Stadt hinderten den Weiterbau; man nahm einzelne Anläufe, aber vom 16. bis zu dem 19. Jahrhundert ruhte der Bau, dessen Beendigung seit 1840 als Nationalangelegenheit betrieben wurde, so daß er kürzlich vollendet werden konnte. — Einen ganz andern architektonischen Charakter zeigen die beiden vulkanförmigen Bauten, deren Gipfel zwischen den beiden Türmen des Kölner Doms sich zeigen. Es sind die ältesten Baubauwerke, welche die Erde aufzuweisen hat und sie gehören dem Wunderlande Ägypten an. Riesenhafte Größe charakterisiert ganz besonders die ägyptische Baukunst, welche den Eindruck des Erhabenen nur durch die Masse zu erreichen wußte. Erst in den Tempelbauten der Griechen ist die Architektur zu maßvoller Schönheit und einfacher Klarheit durchgedrungen. Die ägyptischen Herrscher, Pharaonen, wollten auch noch im Tode königlich wohnen, sie ließen daher für ihren kostbaren Kadaver im Grabmonumente, Pyramiden, erbauen, welche als künstliche, kristallinisch geformte Berge eine kleine Grabkammer einschließen, die den Sarg mit dem einbalsamirten Leichnam enthielt. Der Aufbau der Pyramiden geschah durch die Anlage eines terrassenartigen Stufenbaus, der von unten nach oben sich entsprechend verjüngte. Das Material bestand fast einzig aus Quadern, selten aus Ziegeln. Die drei größten Pyramiden liegen bei dem Dorfe Gizeh in der Nähe von Katro, und unter ihnen ist die größte die des Cheops oder Chufu (1391—3067 v. Chr.). Sie hat jetzt eine Länge von 227 $\frac{1}{2}$ Meter und

eine Höhe von 137,18 Meter (ihre ursprüngliche Höhe sammt dem dem Felsen angehörigen Sockel und der jetzt weggefallenen Spitze war weit beträchtlicher), und man könnte mit den Steinen, aus denen sie erbaut ist, eine Mauer um ganz Spanien herumziehen. Nach Herodot haben 360 000 Menschen zwanzig Jahre lang an dieser Pyramide gearbeitet. Neben dieser sehen wir die etwas kleinere Pyramide des Chefren oder Chafra, Bruder des vorigen (3067—3043). Zwischen den beiden Gipfeln dieser Pyramiden sehen wir die schlank Turmspitze der dem 13. Jahrhundert, der Periode des schönen gotischen Stils in Frankreich, entstammenden Katedrale zu Rouen hoch hervorragend. Einer späteren Zeit gehören die Obelisken an, deren wir auf unserem Bilde zwei erblicken und welche einen Bestandteil der ägyptischen Tempel ausmachten, wovon die großartigsten Reste sich unter den Trümmern des „hunderttorigen“ Theben befinden, der späteren Königstadt der Pharaonen; es sind die Tempelpaläste beim heutigen Luxor und Karnak. Mächtige Umfassungsmauern, schräg aufsteigend, schlossen den Raum des Tempels ringsum ab. Zu beiden Seiten der hohen, schmalen Pforte erhoben sich turmartige Gebäude, die sog. Pylonen, vor welchen ein paar Obelisken standen. Nach diesem Eingange führte eine lange Allee von Sphingen. Die Sphinx, dieses monströse Gebilde, eine aus gewaltigem Felsen gehauene, liegende männliche Gestalt mit Menschenkopf und Löwenleib, Symbol des Rätselhaften, war den Forschern selbst lange ein Rätsel, bis man in neuerer Zeit darauf kam, daß damit Harmachis, der Sonnengott beider Welten, versinnlicht wurde. Unser Bild führt uns die 12 $\frac{1}{2}$ Meter hohe Sphinx von Gizeh vor. — Die altindische Baukunst vertritt auf unserem Bilde die kolossale Pagode — freistehender Tempel — in Schaggerath, einem berühmten Wallfahrtsort der Hindus am bengalischen Meerbusen. — Eine Probe römischer Baukunst gibt uns das Pantheon in Rom, das großartigste Denkmal der augusteischen Zeit, welche die edelste Glanzperiode des römischen Lebens bildet. Der bis auf unsere Zeit erhaltene Bau zeigt die in der altitalischen Kunst beliebte Rundform. — Die Giraldirche zu Sevilla repräsentirt die Kunst des Islams. — Der berühmte schiefe Turm zu Pisa, auf welchem Galiläi manche für die Naturwissenschaft überaus ergebnisreiche Experimente machte, ist im romantischen Spiel erbaut. Er ist angeblich schon während des Baues auf der einen Seite gesunken, worauf ihm die geneigte Richtung mit Absicht erhalten wurde. Er ist 1174 gegründet und von Bonnanus und B. v. Jussrud gebaut. — Die Gotik, welche ihrer zum Himmel emporstrebenden, Vergeistigung ausdrückenden Natur gemäß Bauten von immenser Höhe produzieren mußte, ist auf unserem Bilde durch zahlreiche Kirchen, Katedrale, Münster, Dome reich vertreten. Auch einen gotischen Profanbau erblicken wir auf unserem Bilde: den Turm des im 15. Jahrhundert erbauten Brüsseler Rathauses. — Der Baustil der vorzugsweise in Italien heimischen Renaissance konnte durch kein Werk würdiger repräsentirt werden als durch die Peterskirche in Rom mit ihrer mächtigen Kuppel. Die kolossale fünfstüpfige Peterskirche, von Konstantin dem Großen gegründet, mußte im 16. Jahrhundert dem Neubau weichen. Im Jahre 1506 wurde der Bau von Bramante begonnen, in den folgenden Jahren von verschiedenen Meistern, worunter auch Raffael, nach mehrfach veränderter Pläne fortgeführt, bis endlich 1546 Michel Angelo den Plan des riesigen Kuppelbaus entwarf, der auch nach seinem Tode eingehalten und bis 1667 zu Ende geführt wurde. Diese Kuppel ist ein Wunder der Baukunst, wie kein zweites solcher Art auf Erden zu finden, an Erhabenheit, Leichtigkeit und Schönheit der Form unerreicht, wie an Größe und Kühnheit der Konstruktion. Burkhart sagt von der St. Peterskuppel, daß sie die schönste und erhabenste Anrührlinie darbietet, welche die Baukunst auf Erden erreicht hat. Die von Christoph Wren von 1675 bis 1710 erbaute Paulskirche in London gehört zu den großartigsten Schöpfungen der Renaissance in England, wo diese erst spät die Gotik verdrängte. — Neben diesen und anderen durch riesige Maße hervorragenden Werken der älteren Zeit begegnen wir auf unserem Bilde auch zahlreichen Denkmälern und Bauwerken der neuen und neuesten Zeit, deren Bekanntheit wir bei unren Lesern wohl voraussetzen dürfen. Unter den ersteren fesselt uns besonders die erst vor wenigen Jahren errichtete hohe Figur der Freiheit bei New-York, obgleich sie von dem Hercules auf der Wilhelmshöhe bei Kassel überragt wird; denn bei ihrem Anblick steigt in uns der Wunsch auf: Möchte bald der Tag erscheinen, wo auch in Europa der Freiheit ein Standbild errichtet wird. St.

Amazonengruppe. (Illustration S. 437.) Nicht das moderne Zeitalter allein kennt emanzipirte oder emanzipationslüchtige Frauen, schon das klassische Altertum weiß von Frauen zu erzählen, die aus der engen Sphäre, welche die Gesellschaft dem weiblichen Menschen anweist, hinausstreben, selbst um denjenigen Lorbeer warben, den die männliche Kraft allein erringen zu können glaubt. Amazonen nennt eine Sage des Altertums ein nur aus Frauen bestehendes Volk, das keine Männer unter sich duldet, unter Anführung seiner Königin bewaffnet in den Krieg zog und einen kriegerischen Staat bildete. Mit den Männern benachbarter Staaten pflügen sie Gemeinschaft bloß der Fortpflanzung wegen. Diesen sendeten sie auch die Knaben zu, welche sie gebären, wenn sie dieselben nicht töteten. Die Mädchen aber erzogen sie zum Kriege und branten ihnen die rechte Brust aus, damit ihnen diese beim Spannen des Bogens nicht hinderlich sei. Der Name

fol Brußlose (a-mazós) bedeuten, doch ist diese Ableitung nicht wahrscheinlich, ohne daß es bis jetzt gelungen ist, die richtige zu entdecken. Die Amazonen gehörten zu dem Kultus der großen asiatischen Mondgöttin, welche die Griechen mit ihrer Artemis identifizierten. Man verlegte den Hauptsitz und Mittelpunkt des Amazonenstaats in die Nähe des heutigen Trebizonde an den Fluß Thermodon und unsern vom Fluß Iris, dem heutigen Beschit Zrnal (in den Küstengegenden des schwarzen Meeres). Von da aus sollen sie aber ganz Asien mit Krieg überzogen und Smyrna, Ephesus und andere Städte erbaut haben. Ein Kampf mit diesen kühnen Frauen gehörte zu den Waffenproben fast aller hellenischen Helden. Der korinthische Sonnenheld Bellerophon kämpfte vom Flügelroß Pegasus herab mit denselben und unter den zwölf Großtaten, welche Herkules auf Befehl des Curytheus vollbringen mußte, spielt auch der Kampf mit den Amazonen eine Rolle. Vom Kriegsgott selber besah die Amazonenkönigin Hippolyte ein kostbares Wehrgehört, welches Herkules erbeuten sollte. Theseus begleitete ihn auf diesem Zuge und am Fluß Thermodon begann die Schlacht, wo Jupiters Sohn den Sieg erranz, die Königin selbst gefangen nahm und das kostbare Wehrgehört erbeutete. Selbst zu Zeiten Alexanders d. G. treten die Amazonen noch in Sagen auf; ihre Königin Thalestris soll den Alexander besucht haben und durch ihn Mutter geworden sein. — Mit dem dichterisch schönen Amazonenmythos hat sich nicht bloß die epische Poesie, sondern auch die bildende Kunst der Griechen mit Vorliebe beschäftigt. Die ausgezeichnetsten Künstler des Altertums, Bildhauer wie Phidias, Polyklet u. a., Maler wie Mikon, haben gestrebt, die Amazonen in statuarischen Darstellungen sowie in Reliefs und Gemälden (Amazonenschlacht) zur Anschauung zu bringen. Sie erscheinen da in ideal schönen, weiblichen Formen, keineswegs mit einer Brust, nur etwas muskulöser als andere Frauen, mit Speer, Streitart, mondformigem Schild, Kriegergürtel um die Hüften, mit Bogen und Köcher und mit dem Schwert an einem Wehrgehänge, das über die Brust läuft. — Dunkle Sagen von bewaffneten stytischen Frauen, die am Kriege teilgenommen und alte Ueberlieferungen von Hierodulen streitbarer Göttinnen mögen den Mythos geschaffen haben. — Selbst im Mittelalter verschwinden die Amazonen nicht vollständig aus der Sage. Mit dem Aufleben der klassischen Studien lebten auch die Amazonen wieder auf und zwar nicht bloß in der Poesie, sondern auf neue glaubte man, daß ein solches Volk wirklich existiert, und man suchte es namentlich in Afrika und Amerika, wie denn auch der Amazonenstrom seinen Namen davon erhalten hat. (Anderer deuten: Amassona „Bootzerstörer“, wie die Indier in der Nähe der Mündung im 16. Jahrhundert den Strom nannten.) — Unser Bild stellt eine der Fresken dar, womit der Maler Franz Simm das Treppenhäus des kaisersmuseums in Isthis schmückte. Die beiden Amazonen, von denen die jüngere auf bäumendem Schimmel heransprengt und aufmerksam ins Weite schaut, die ältere hinter ihr zum bevorstehenden Angriff vorbereitet ist, nehmen die große Wandfläche zwischen zwei Fenstern ein. Die vortreffliche, sehr effektvolle Komposition ist mit eminenter Naturwahrheit und Lebendigkeit durchgeführt. Wie die alten Künstler hat auch Simm seinen Amazonen, der Sage widersprechend, ihren vollen natürlichen Brustschmuck gelassen, eingedenk des ästhetischen Gesetzes, das Lessing im Laokoon entwickelt. Vgl. auch unsere Ausföhrung zu Kanolds Iphigenie in diesem Jahrgang der „N. W.“ S. 268. St.

Aus allen Winkeln der Zeittliteratur.

Die Walpurgisnacht. Fast in ganz Europa herrscht der uralte Glaube, daß in der Nacht vom letzten April auf den ersten Mai die Hexen eine große Versammlung halten. In ganz Norddeutschland ist die Sage verbreitet, daß in dieser Nacht der Teufel mit den auf Besen, Dsengabeln, Böden, Katzen und Eisterschwänzen reitenden Hexen durch die Lüfte nach dem Bloßberg fährt, wo sie den Schnee wegtragen und sich mit allerlei wüßten Lustbarkeiten ergözen, um dann nach allen Richtungen abzuziehen und den Leuten Schaden und Schabernack zuzufügen. Im altgermanischen Heidentum hatte der 1. Mai eine hohe Bedeutung als Hauptgerichtstag. Die Hexen gehören zum Gefolge ehemaliger Göttinnen, die — von ihren Sizen gestürzt und aus gütigen und angebeteten in feindliche und gefährdete Wesen verwandelt — unstät bei Nacht umherirren und statt der alten feierlichen Umzüge nur heimliche und verbotene Zusammenkünfte halten. Solche Vereinigungen geziehen stets an Plätzen, wo Gericht gehalten oder heilige Opfer dargebracht wurden, und da der Broden eine solche Stätte war und ein Hauptplatz unter den vielen, so wurde er der Schauplatz der alljährlichen Hauptversammlung. Unter dem Bloßberge ist übrigens nicht allein der Broden zu verstehen; denn auch in Ostpreußen gibt es mehrere Bloßberge und bis nach Meran hinab tagen um diese Zeit

die Hexen auf Berggipfeln; überall aber wird der Ritt auf den Bloßberg auf den 1. Mai fast gleichlautend erzählt. Auch in Goethes „Faust“ spielt die Walpurgisnacht eine bedeutame Rolle, auf die zu verweisen wir uns hier begnügen müssen. Um vor dem Herkunftsessen der Walpurgisnacht gesichert zu sein, werden sorgfältig alle Türen und Fenster verschlossen gehalten und mit Kreuzen, Drudenfühen, Rastestücken und Besen, bei denen der Stiel nach unten gerichtet sein muß, geschützt. Die Hexen holen eine Kuh oder ein Pferd aus dem Stalle, wenn die Türen nicht bekrenzt sind. Man muß Eggen auf die Kreuzwege legen, die Faden nach auswärts gerichtet; ferner schafft man mit Einbruch der Nacht alles Geräte vom Backofen weg, sonst reiten die Hexen darauf. In manchen Gegenden geht man an diesem Abende nicht zu Bette, um nicht mit Alpdrücken gequält zu werden. Eine eigentümliche Sitte ist in Tirol das sogenannte Ausbrennen der Hexen; unter entsetzlichen Lärmen mit Schellen, Pfannen und Klappern, gezehzten Hunden u. dgl. werden in der Walpurgisnacht hier Bündel von Kien, Schlehdorn, Schierling und Rosmarin auf hohe Stangen gesteckt und angezündet, worauf man damit siebenmal um das Gehöft oder Dorf läuft und die Unholdinnen hinausräuchert.

(Aus „Der Monat Mai“, Europa 1883, 14.)

Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart.

Frühlingstrauer.

Vogelsang im Waldesdüster,
Süß berauschend Blumendüfte,
Schmeichelnd Wehen linder Lüfte,
Wellenmurmeln, Schilfgeslüster —

O ihr trauten Frühlingssinder,
Die so lang ich mußt entbehren,
Trodnet mir die stillen Jähren,
Die erpreßt mein Lebenswinter.

Möcht so gern mich glücklich wähen,
Mit euch spielen, lachen, scherzen,
Doch ihr weckt in meinem Herzen
Nur ein schmerzlich banges Sehnen.

Lieb und Glück durchdringt die Wesen,
Kommt der holde Venz gezogen,
Doch mir ist vorbeigezogen —
Bin zum Glück nicht auserlesen.

Kann mich nicht wie andre freuen,
Möchte zürnen, weinen, klagen
In des Frühling's lichten Tagen,
In des Lebens holdem Maien.

Aber singt und raucht und sähest,
Daß ein Hauch vom Venzeswehen
Auch mög durch die Herzen gehen,
Denn nie das Glück gelächelt.

Ernst Aaar.

Rebus.



Auflösung des Rebus in Nr. 16:
Die Blume ringt nach Sonnenschein,
Des Menschen Herz nach Freude.

Inhalt: Vom Baume der Erkenntnis. Roman von J. Zaded. (Fortsetzung.) — J. D. G. Temme. (Mit Porträt.) — Zu Raffaels 400jährigem Geburtsstag. Von Dr. Richard Ernst. (Schluß.) — Im Fegfeuer. Humoristische Erzählung von B. Rudolf. — Stoffwechsel beim neugeborenen Kinde. — Welthandel und nationale Produktion. Von Bruno Geiser. — Die deutsche Handelsmarine. II. — Halheit bei gesundheitspolizeilichen Maßregeln. — O komm mit mir! (Mit Illustr.) — Die höchsten Denkmäler und Bauwerke der Welt. (Mit Illustr.) — Amazonengruppe. (Mit Illustration.) — Aus allen Winkeln der Zeittliteratur: Die Walpurgisnacht. — Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart: Frühlingstrauer. Von Ernst Aaar. — Rebus. — Mannichfaltiges. — Gemeinnütziges.